<36605030210014

<36605030210014

Bayer. Staatsbibliothek

Herald. 81. Lebensart

Lebensart und schlechte Sitten
der Ritter auf Maltha.

In Erzählungen
von Thatsachen;
mit charakteristischen Schilderungen
des jezigen und des vorigen
Grosmeisters
und
seiner vornehmsten Ritter.

Alles
von einem Augenzeugen
kühn und ohne Verschweigung der Namen erzählt.

Leipzig,
in der Weygandschen Buchhandlung.
1793.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Als ich im Jahr 1782. aus meiner Sklaverei zu Malta erlöst wurde, that ich ein feierliches Gelübde, alles, was ich diesem Orden betreffend, erfahren hatte, bekannt zu machen. Es schien mir Pflicht, die Christenheit von allen den Bedrückungen und Abscheulichkeiten, welche in ihrem Namen begangen werden, zu unterrichten, damit man erfahre, zu welchen edlen Zwecken die Freigebigkeit des katholischen Europas bisher verwendet worden.

Privatverhältnisse zwangen mich dies Werk eine Weile zurück zu legen, und andere Beschäftigungen vorzunehmen, die mir mehr gegenwärtigen Vortheil gewähren konnten, und so verstrichen acht Jahre, bevor meine Lage mir erlaubte, mich wieder dieser Arbeit zu widmen. Selbst jetzt kann ich mir verstohlne Augenblicke schenken; ich stehe einzeln in der Welt, ohne Gönner, ohne Unterstützung, ohne Hofnung Hülfe von einer zwar sehr redlichen, aber armen Familie zu erhalten, und muß täglich erwarten, durch

eine Folge unsrer Staatsveränderung, die kleine Stelle zu verlieren, die ich bisher besaß. Und dennoch danke ich dem Himmel, daß er mich den Tag erleben lassen, wo mein Vaterland sich zur Freiheit emporschwang.

In dieser letztern Rücksicht freue ich mich jetzt, dies Werk nicht früher bekannt gemacht zu haben; denn so tiefen Eindruck es damals auf meinen unterdrückten Landsleute machen konnte, so waren sie doch ausser Stand dem Uebel abzuhelfen. Ein unerwarteter Zusammenstoß von Umständen hat eine neue Ordnung der Dinge herbei geführt; die Franzosen warfen das Joch von ihren Nacken, wurden frei, und ihre Repräsentanten haben nun die Macht in Händen, den Orden von Malta entweder aufzuheben, oder nach Gutbefinden, länger fortdauren zu lassen.

Alles, was ich hier erzähle, ist die reinste Wahrheit, die von einer Menge Augenzeugen bestätigt werden kann. Was also auch die Ritter des Ordens gegen mich vorbringen werden, kann ich getrost unbeantwortet lassen.

Erstes Buch.

Man schreit gegen die Unbesonnenheit und die Fehltritte junger Leute, tadelt ihren Stolz, ihre vorgefaßte Meinungen, ihr ausschweifendes Leben, und vergißt darüber, daß ihre Väter, welche oft nicht besser gelebt, trotz ihrer Erfahrung und einer durch die Jahre reiferer Vernunft, ihnen Vorwürfe über ein Betragen machen, woran ihre Nachlässigkeit und Unkenntniß öfters die gröste Schuld hat.

In Frankreich wurde von jeher die Erziehung der Jugend, so wie die wahren Grundsätze einer guten Regierung vernachläßigt und verkannt. Niemand gab sich die Mühe über die ursprünglichen Rechte des Menschen nachzudenken, und so verlor man die wahre Art Bürger für den Staat zu erziehen, aus dem Gesicht. Alles läuft auf Laune, Leichtsinn und Unbesonnenheit hinaus, und so glaubt man schon viel gethan zu haben, wenn man jungen Leuten jenen Geist der Kleinigkeiten einprägt, wodurch sich unsre Nation vor andern hervorgethan.

Man verzeihe mir diesen Tadel unsrer Erziehung, ich selbst habe zu viel darunter gelitten, daß ich keine Ausnahme von der Regel machte, und wünsche herzlich, daß nicht nur die Eltern, sondern selbst die Regierung diesen Gegenstand mehrer Aufmerksamkeit würdigen möge. Es ist beinah unmöglich die Pflichten eines guten Bürgers zu erfüllen, wenn man keine gute Erziehung

erhalten hat; die meinige wurde wenigstens sehr vernachläßigt, daher waren meine Jugendjahre mit einer Menge Thorheiten und Ausschweifungen bezeichnet, und ich schätze mich noch glücklich, daß mich der Taumel der Leidenschaft zu keinem Verbrechen hinriß.

Eine Menge thörichter Handlungen und Fehltritte brachten meinem Vater gegen mich auf; um mich einigermaßen dafür zu bestrafen, schritt er zu einer zweiten Ehe; dies mißfiel mir, seine Gattin war mir verhaßt, und ich verließ das väterliche Haus.

Wenig Tage nach meiner Flucht, begegnete ich einem meiner ehemaligen Schulfreunde, Namens Nergier, er hatte mir schon ehemals gefallen, und wir beschlossen, unser Schicksal mit einander zu theilen.

Nergier kam eben von Marseille zurück, wo er zwei Jahre lang sich aufgehalten hatte, und diese Stadt hatte noch so vielen Reiz für ihn, daß er geneigt schien, sogleich wieder dahin zurück zukehren. Er wußte mir die Vergnügungen dieser Handelsstadt so verführerisch zu schildern, sprach so viel von der See, und wie leicht man Gelegenheit fände auf ein Schiff zu kommen, und sein Glück zu machen, daß, wenn ich ohnedies nicht geneigt gewesen in der Welt herumzustreifen, ich ihm jetzt selbst den Antrag gethan haben würde, mit einander zu reisen.

Seitdem ich mein väterliches Haus verlassen, hatte ich keinen andern Vorsatz als zu reisen, und die Welt zu sehen; anfangs wollte ich allein rei-

sen, und wohl mir, wenn ich bei diesem Vorsatz stehen geblieben wäre! Aber ich überlegte jetzt, daß es besser wäre, jemand auf der Seite zu haben, der durch Erfahrung unterrichtet im Stand war, uns vor den Fallstricken zu bewahren, welche jungen unerfahrnen Leuten in jeder großen Stadt gelegt werden.

Nergier schien mir alle Eigenschaften eines guten Reisegefährten zu haben, wir waren vom ersten Augenblick an unzertrennlich, unser Vermögen war gemeinschaftlich, und wir sannen nur auf Mittel es zu vermehren, um weiter reisen zu können. Da diese sich nicht so leicht zeigten, mußten wir Geduld haben, und unterhielten uns unterdessen mit einer Menge schmeichelnder Hirngespinnste, davon immer eines das andere an Thorheit übertraf. Wir wollten zuerst nach Amerika, dann nach Ostindien, und von da nach Kamtschatka gehen, Schleichhandel treiben, in allen Gegenden der Welt Korrespondenzen errichten, Schiffe befrachten, Pflanzungen anlegen, Komtoire errichten u. dgl. m.

Mitten unter diesen Luftschlössern bekam **Nergier** den Auftrag von seinem Vater, sich den Betrag eines Wechsels auszahlen zu lassen, und ihm das Geld zu überbringen. Man erräth leicht was geschah, der Sohn empfing die Summe, brachte sie eiligst zu mir, und nun dachten wir in ganzem Ernst an unsre Abreise.

Alles war beinah veranstaltet, als ein gewisser **Priere**, einer von **Nergiers** Freunden, mit einem Packet unter dem Arm hereintrat, und

sich als unsern Reisegefährten zu erkennen gab. **Nergier** hatte ihm, ohne mein Wissen, unser Vorhaben entdecket, und schon jetzt bereute ich es, mich mit diesem letztern so weit eingelassen zu haben, bevor ich seinen Charakter genauer erforscht hätte.

Priere war mir wenig bekannt, nur wußte ich, daß er von jeher mit **Nergier** sehr vertraut gewesen, und diese Vertraulichkeit erregte bey mir den Verdacht, daß sie mit einander einverstanden seyn könnten, mich zu hintergehen. Es war zu spät, mich zurückzuziehen, seit einem Monath war die Gemeinschaft der Güter unter uns eingeführt, und **Nergier** hatte alles Geld unter den Händen. Einige thörichte Streiche vermehrten meine Unruhe, und da **Priere** nichts hatte, und gemeinschaftlich mit uns zehrte, so sahe ich nichts als Mangel und Armuth voraus. Keiner von uns war vermöge der Eitelkeit unserer Eltern zu irgend einem nützlichen Geschäft angeführt worden, wir waren also ausser Stand, unser Brod selbst zu verdienen, indem wir die Feile, den Hobel, oder sonst ein nützliches Werkzeug in die Hand nahmen.

Nachdem wir uns endlich mit Taufscheinen versehen hatten, die wir selbst legalisirten, machten wir uns auf den Weg nach Marseille. Wir schworen einander uns nie zu trennen, und setzten fest, daß wenn einer von uns unter irgend einem Vorwand zurückkehrte, er den beyden andern einen Drittheil der Masse zu ersetzen schuldig wäre; kehrten aber zwey zurück, so sollten sie dem drit-

ten zwey Drittheile ersetzen, ohne Rücksicht auf die übrigbleibende Summe. **Priere** verlor bey dieser Einrichtung am wenigsten.

Jetzt suchte ich beyde näher zu erforschen. Von **Nergier** wußte ich bereits soviel, daß wenn ich mit Vorsatz zu Werke gegangen wäre, ich nicht schlechter hätte wählen können. Er war von Hause aus zur Verschwendung geneigt, und von seinen Vater deswegen verlassen worden; seine Prahlerey machte ihn überall verhaßt, dabey war er geschwätziger als ein Weib, und setzte uns jeden Tag durch seine unbesonnenen Reden und Handlungen in Verlegenheit. Er sagte alles, er zeigte alles, und seine Sorglosigkeit, seine Unordnung, und seine Unerfahrenheit benahm mir alle gute Hoffnung. Er hatte Wiz, aber nicht die geringste Beurtheilungskraft.

Priere war die personificirte Heucheley selbst; mit mir tadelte er **Nergier**, und bey diesem suchte er wieder Verdacht gegen mich zu erregen. Voller Verstellung und List schien er blos die Absicht zu haben, Marseille auf unsre Kosten zu sehen, uns daselbst vollends ins Verderben zu stürzen, und dann wieder zurückzukehren.

Diese Entdeckungen hatte ich binnen wenig Tagen gemacht, ohne mich deswegen einer großen Klugheit rühmen zu wollen; ich liebte das Vergnügen so wie **Nergier** und ahmte seinen Beyspiel in manchen Fällen nach, dabey aber predigte ich doch immer Sparsamkeit. Aber an jedem fremden Ort, durch den wir kamen, entstunden Gelegenheiten zu neuen Ausgaben.

Als wir nach Lyon kamen, mietheten wir Plätze auf der Kutsche von Avignon, und **Nergier** selbst schlug uns der Sparsamkeit wegen vor, mit einem Unterofficier des Regiments Royal Italien zu verabreden, daß er uns unterwegs für seine Rekruten ausgeben sollte, unter welchem Namen wir nur die Hälfte des Fuhrlohns zu bezahlen brauchten.

Zu Pont Saint Esprit war diese Sparsamkeit schon wieder verschwunden, und als wir vollends nach Avignon kamen, ließ **Nergier** allen seinen Einfällen freien Zügel; ich hielt mich etwas mehr zurück, und **Priere** gieng unter dem Vorwand philosophischer Beobachtungen in der Stadt umher, aber seine Philosophie kam uns theuer zu stehen, und erst am Ende bemerkten wir, daß unser Geld merklich auf die Neige gieng.

Wir waren von keiner Akademie auf nützliche Untersuchungen und Entdeckungen ausgesandt, folglich wird man keine von uns erwarten. Das einzige, was mir zu Avignon auffiel, war die Schönheit des weiblichen Geschlechts, besonders der Jüdinnen.

Auf dem Wege nach Aix stellte ich **Nergier** den schwachen Zustand unsrer Kasse vor, erinnerte ihn an manche unnöthige Ausgaben, und bewies ihm die Nothwendigkeit uns mehr einzuschränken, wenn wir nicht in Mangel gerathen wollten. Auch gab ich ihm meine Bedenklichkeiten wegen **Priere** zu erkennen; aber statt aller Antwort verwies er mich auf die Erwerbmittel, die uns zu Marseille

bevorstånden. Priere gieng in seinen Entwürfen vertieft neben her.

Zu Aix lebten wir wieder sparsam; auf der großen Tanne wurde wieder alle Oekonomie vergessen, und endlich erblickten wir Marseille, die See, den Hafen, Schiffe, Festungswerke, — und wieder die See.

Das Herz schlug mir bei Erblickung dieses Hafens, wo ich befürchtete, daß wir scheitern würden. Ich wiederholte meine Vorstellungen bei Nergier, bat ihn, uns ein Quartier zu verschaffen, wo wir Meister unsrer Ausgaben, uns mit wenigem so lange hinhelfen könnten, bis wir Dienste auf einem Schiff erhielten. Er beruhigte mich damit, daß er versprach, alles zu besorgen, aber kaum waren wir in der Stadt, so wußte er schon nicht mehr wohin.

Ich wurde im Ernst böse, wollte mich durchaus von beiden trennen, und warf Nergier alles vor, was er bisher gethan und gesagt hatte, seine Verschwendung, seine Ausschweifungen, und seinen Leichtsinn, wodurch er uns in die äusserste Verlegenheit stürzen würde. Am Ende erklärte ich, daß ich nunmehr die Kasse selbst übernehmen wollte; er wußte mir nichts zu antworten.

Wir giengen långs der Straße von Rom hin, liessen die schönsten Viertel der Stadt beiseite, und nachdem wir über dem Markt gekommen, erblickte ich eine enge schmuzige Gasse, welche mir zu unserm Vorhaben bequem schien. Ich erkundigte mich nach einem Wirthshaus, und man wies uns zu einem gewissen Montalan, der uns gut

aufnimmt, uns ein meublirtes Zimmer anweist, zugleich aber auch den Preis auf zehn Livres monatlich bestimmt.

Da sich dieser Preis mit meiner Sparsamkeit nicht reimte, so verlangte ich ein anderes, weniger bequemes, aber wohlfeileres zu sehen; meine beiden Kameraden widersetzten sich, wollten dies Zimmer behalten, und so blieben wir darinn. In demselben stund ein zweischläfriges Bett, und ein anderes mit Gurten, welches beinah entzwei, und wenigstens einen halben Schuh zu kurz war, so daß wir abwechselnd darinn schliefen. Die Mobilien bestunden in einem schlechten Tisch, zween zerbrochenen Stühlen, einen halben Spiegel, und hin und wieder hieng Papier an den Wänden herunter, zum Beweis, daß die Stube ehemals tapeziert gewesen. Das Zimmer hatte zween Ausgänge, einen nach der großen Treppe, der andre gieng durch die Stuben des Wirths. Da er sich von uns nichts Gutes versah, so verschloß er die erstere Thüre, und so sehr wir ihm auch unsre Rechtschaffenheit betheuren mogten, konnten wir nie den Schlüssel von ihm erhalten. Sobald wir unser kleines Gepäck in eine Ecke des Zimmers niedergelegt hatten, liefen wir fort den Hafen zu besehen.

Ich war ausser mir bei Erblickung dieses Waldes von Masten und Seegeln, und bedauerte in meiner Entzückung, daß ich nicht eher den Gedanken gehabt hieher zu kommen, und dieses Anblicks zu genießen. Jeder Gegenstand erregte uns Staunen und Bewunderung. Mitten in dem

Hafen lag eine kleine Fregatte, welche der Stadt Marseille war geschenkt worden, aber weil sie zu klein war, einigen Kaufleuten überlassen worden, die sie nun zum Kreuzen ausrüsten ließen. Man suchte Freiwillige, um sie zu bemannen; wir ließ- sen uns melden, und boten uns an. Man erkun- digte sich nach unserm Vaterland, Stand, Alter und Gewerbe, und nachdem wir dies alles beant- wortet, wies man uns mit dem Bedeuten ab, daß man keine Müßiggänger brauche.

Dieser Anfang war zu schlecht, als daß er uns gefallen konnte. Die Unhöflichkeit dieser Seeleute misfiel mir, schlug aber den Muth nicht nieder; wir setzten unsere Untersuchungen fort, und bestiegen mehrere Schiffe. Auf den einen er- wiederte man uns, daß es Schade für unsere Kleider wäre, wenn sie mit Theer beschmuzt wer- den sollten, auf den andern sagte man, unsere Hände wären zu zart, um die groben Taue zu re- gieren; hier sagte man, der Zwiebak wäre uns zu hart; dort warnte man uns vor der Seeluft, welche unserer feinen Haut schaden könnte. Kurz wir kehrten trostlos und niedergeschlagen nach Haus zurück; zum erstenmal zog sich **Nergiers** Stirn in Falten: **Priere** hingegen blieb bey sei- ner gewöhnlichen Fassung, und ich sah voraus, daß, wenn wir keine andere Hülfe erhielten, wir unvermeidlich zu Grunde gehen müßten.

Da wir voraussahen, daß wir lange zu Marseille verweilen würden, so mußten wir be- fürchten, in die Hände der Polizei zu gerathen, wenn wir durch irgend einen Zufall in die

Nothwendigkeit kämen, unsre Pässe vorzeigen zu müssen, welche in weiter nichts als unsern Taufscheinen bestunden, die noch überdies von uns selbst unterschrieben waren. Um uns gültige zu verschaffen, hätten wir an unsere Väter schreiben müssen; aber wie sollten wir dies anfangen? das Recht war gewiß nicht auf unserer Seite, und Unrecht wollten wir auch nicht haben. Wir holfen einander aus der Verlegenheit durch eine Menge Ausflüchte, und behaupteten gegen unsre Eltern, daß unsre Flucht keinen Tadel verdiene, indem wir uns dadurch Kenntnisse und Vermögen erwerben würden, unterdessen aber wäre es höchst nöthig, uns mit förmlichen Pässen zu versehen.

Sobald unsere Briefe fertig waren, erbot sich **Priere** sie selbst auf die Post zu bringen. Ich staunte über diese Bereitwilligkeit, und argwöhnte nichts Gutes davon, indessen hielt ich mich nicht lange bey diesen Gedanken auf.

Mein Verdacht war jedoch nur zu sehr gegründet, denn in der Folge erfuhr ich, daß **Priere** nach einem Kaffeehaus gelaufen, daselbst unsre Briefe zerrissen, und einen andern geschrieben, worin er seine Eltern, Tanten, Onkels, Brüder, und Geschwister um Verzeihung gebeten, und sie um Reisegeld zu seiner Rückreise anflehte. Er wußte sich aber so meisterlich zu verstellen, suchte uns so eifrig auf einem Schiffe anzubringen, und ermahnte uns so dringend zur Geduld, daß mein Argwohn gänzlich verschwand.

Um Bekanntschaften zu machen, besuchten wir fleißig die öffentlichen Häuser und kamen bald nicht

mehr nach Hause. Halb eigener Geschmack, halb Hoffnung uns auf diesen Weg Freunde zu erwerben, fesselte uns an diese Lebensart, welche uns bey weiten nicht soviel Schaden brachte, (weil wir uns durchaus des Spiels enthielten) als die Nachbarschaft, in der wir wohnten.

Unsre Straße war mit lüderlichen Weibspersonen angefüllt, die zuweilen auch in die öffentlichen Häuser kamen, wo wir uns aufhielten, und anfangs wenig Eindruck auf uns machten: nach und nach aber erreichten sie doch zum Theil ihren Zweck, und zogen uns so vollkommen aus, daß wir bald nicht mehr wußten, wie wir uns erhalten sollten. Während daß wir der Reue auf diese Art vorarbeiteten, begegnete uns ein anderer Zufall, der durch die Gefahr, die damit verknüpft war, uns wenigstens die Augen öffnete.

Eines Abends als **Nergier** und ich in Gedanken vertieft, beym Abendessen saßen, denn **Priere** erwartete nur noch einen Brief von seinen Vater, um nach Haus zurückzukehren, kam unser Wirth **Montalan** und sagte uns ins Ohr, daß ein Schiffskapitain, welcher Freywillige suchte, an dem andern Tisch, nicht weit von uns, speiste.

Mein erster Gedanke war, daß ein Schiffskapitain schwerlich bey **Montalan** speisen würde, aber **Nergier** sprang in der Hitze auf, redete den vorgeblichen Kapitain an, und brachte ihn mit an unsern Tisch. Dieser Mann schien über unsre Höflichkeit vergnügt, bot uns seine Dienste an, und versicherte uns, daß er wirklich

zweyter Kapitain des Kauffartheyschiffs la Septimana wäre, welches nach den Inseln bestimmt sey, und nur noch seine vollzählige Mannschaft erwartete, um unter Seegel zu gehen.

Er erzählte uns ferner, daß er eben aus den Gefängnissen von Mahon entwischt, wo er zwey Monate gesessen, nachdem er auf einem andern Schiff gefangen worden. Vor kurzem aber hätte er nebst einigen dreissig Franzosen Mittel gefunden, sich der Schaluppe eines venetianischen Schiffes zu bemächtigen, womit sie glücklich zu Marseille angekommen wären.

Dieser Roman, der mit den nöthigen Umständen ausgeschmückt, und durch manches Glas Wein unterbrochen wurde, vermehrte nur meinen Verdacht gegen den Menschen. Aber Nergier war ganz von ihm hingerissen, wünschte einer von den dreißigen gewesen zu seyn, und schwur, daß er sich nie von einem so tapfern Manne trennen würde. Priere und ich ließen ihn reden. Endlich nach verschiedenen andern Unterhaltungen kam der Fremde zur Hauptsache, und sagte uns heimlich, mit einem gewissen zutraulichen Ton, daß, da er sähe, wir wären fein erzogene junge Leute, er uns nicht mit seinen übrigen Freiwilligen verwechseln wolle. Hierauf erkundigte er sich nach unsern Kenntnissen, und nachdem wir dies beantwortet, sagte er, daß Nergier Schiffskadet, Priere, der etwas von Chirurgie verstand, Schiffswundarzt, und ich Schiffsschreiber werden sollte.

Diese uns mit einer gewissen Prahlerei ertheilten Stellen, bestätigten mein Urtheil über diesen Menschen immer mehr; ich war überzeugt, daß er das nicht war, wofür er sich ausgab, und uns blos hintergehen wollte. Um ihn zu beschämen, ersuchte ich ihn uns morgen an seinen Bord zu führen, und seinem Kapitain vorzustellen. Dies versprach er nicht allein, sondern lud uns auch zum Frühstück in seiner Kajüte, und versicherte, daß er uns zugleich in unsre Stellen einsetzen wollte. Diese Antwort war mir so unerwartet, daß ich beinah meine Gesinnung verändert hätte, indem beschloß ich doch das Ende des Abenteuers abzuwarten.

Nergier wußte nicht, wie er sich gegen den Kapitain Dankbar genug bezeigen sollte, alles was wir hatten stand zu dessen Befehl, und er überließ ihm sogar seinen Plaz im Bett, und brachte die Nacht auf einem Stuhl zu, weil es zu spät war, und jener nicht mehr nach Hause kommen konnte.

Ich theilte indessen Prieren meinen Argwohn mit, und fand ihn gänzlich meiner Meinung, daher wir beschlossen, das Betragen dieses Mannes genauer zu beobachten, und Nergier zurük zuhalten.

Gleich den folgenden Morgen machten wir uns alle Viere auf den Weg nach dem Hafen, und giengen an Bord der Septimana, deren Namen ich vorher an der Kajüte las; überhaupt hatte ich mir vorgenommen, kein Wort, keine Be-

wegung unsers Führers, und seiner Leute zu verlieren, um ihn zu entlarven.

Unser vermeintlicher Kapitain stieg also zuerst an Bord; ich folgte unmittelbar hinter drein, und kaum waren wir auf das Verdeck gekommen, als er von einem Matrosen, der die Taue in Ordnung brachte, mit den Worten bewillkommt wurde; guten Morgen Christoph, dies gab mir mit einem mal Licht genug, und beinah zuviel.

Nergier, der hinter mir drein folgte, behauptete nachher standhaft, daß er nichts davon gehört hätte, und Priere war zum Unglük noch unter der Schaluppe, sonst hätte ich Nergier wenigstens durch dessen Zeugniß überführen können. Ich war neugierig, wie sich der Betrüger ferner verhalten würde, aber seine Dreistigkeit half ihn aus allem; er ging geradesweges nach der Kajüte des Kapitains, man sagte uns aber, daß derselbe die Nacht am Land geschlafen, und vielleicht bald kommen würde. „So laßt uns ihn auf dem Kaffeehaus erwarten, sagte unser Führer, und kömmt er dann nicht, so wollen wir ihn im Quartier aufsuchen." —

Dies war also die Aufnahme, die unserm Herrn Kapitain an seinem Bord wiederfuhr. Priere, der das guten Morgen Christoph, nicht gehört hatte, blieb sehr gleichgültig bei dem Betragen der Matrosen gegen ihren angeblichen Kapitain, überdies war er willens, uns bald zu verlassen, billigte meine Vermuthungen, that aber nichts, um Nergier seines Irrthums zu über-

führen, und diese Verstellung konnte ich ihm nicht vergeben. Nergier aber, wenn er auch obige Worte nicht gehört, konnte wenigstens aus dem Betragen der Matrosen, und ihren Blicken auf uns urtheilen, daß dieser Kapitain an ihrem Bord nichts zu befehlen habe. Es war in die Augen fallend, daß er nichts weiter als ein Betrüger war, aber Nergier ließ sich schlechterdings nicht bedeuten, gieng mit ihm nach dem Kaffehaus, wohin wir ihm folgten, und hier warteten wir den ganzen Morgen auf den Kapitain, der aber immer nicht erschien. Gegen ein Uhr, schlug Nergier vor zu essen, und der Besuch des Kapitains wurde auf den Abend verschoben.

Ich war völlig von meinem Irrthum zurükgekommen, aber Nergier schien immer blinder zu werden, je mehr sich der Betrüger selbst verrieth. Weder seine verlegenen Reden, noch seine Widersprüche, noch seine leeren Versprechungen konnten diesem Nergier die Augen öfnen, der doch zwei Jahre zu Marseille gewohnt hatte. Endlich, um den Kerl ganz zu entlarven, ließ ich mich bewegen, sie zu dem Kapitain der Septimana zu begleiten; und Priere, der seine verstellte Rolle immer fortsetzte, folgte uns dahin.

Christoph führte uns in eine Strasse, welche auf die Allee von Meillan stößt, blieb dort vor einem ziemlich ansehnlichen Haus stehen, forderte uns unsre Taufscheine ab, und gieng damit hinein.

Ganz betroffen sah ich Nergier an, und frug ihn, woher dieser Mann wisse, daß wir unsre Taufscheine bei uns hätten? dieser erwiederte mir ganz trocken, er hätte keine Geheimnisse für einen Mann, der uns so wesentliche Dienste erwiesen, und überhaupt sollte ich unsern Kapitain mehr Achtung bezeigen, und seiner nicht ferner mit dem Namen Christoph spotten. Ich wollte ihm vorstellen, daß .... aber er drehte mir den Rücken zu, und hörte mich nicht.

Nach verlauf einer Viertelstunde kam Christoph aus dem Haus, mit der Versicherung, daß alles gut gienge. Nergier fiel ihm um den Hals, nannte ihn seinen lieben Kapitain, führte ihm nach dem Koffeehaus, und von da nach unsern Gasthof zurück, wo nun aufs neue gezecht wurde.

Ich fühlte, daß ich mich nicht länger zurückhalten konnte, und trennte mich lieber von ihnen, bevor ich einen Streit anfieng. Ich überlegte bei mir selbst, ob ich nicht besser thäte, mich ganz von ihnen abzusondern, da mir ohnehin nichts Schlimmeres begegnen konnte. Aber eines theils befürchtete ich Vorwürfe, und andern theils glaubte ich, daß Nergier noch meiner Leitung bedürfe.

Um mich zu zerstreuen gieng ich nach dem Schauspiel, wo diesen Tag Jenneval gegeben wurde. Aber dies Stück brachte eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Ich fand zuviel Aehnlichkeit zwischen Jennevals Geschichte, und unsrer eignen Lage; täglich lagen wir bei ver-

worfenen Weibsleuten, die uns dieselben Maximen predigten, welche Julie dem unbesonnenen Jenneval einprägt. Also Christoph, Jenneval, die liederlichen Weibsbilder, unser täglich sich vermindernder Beutel, Nergiers Thorheit, und Prieres Kaltsinn, alles dies stürmte zugleich auf mich los, und erfüllte mein Herz mit Muthlosigkeit, und Verzweiflung. Ich sah den Werber, dem ich in die Hände fallen sollte, vor mir stehen, und so kehrte ich niedergeschlagen und schwermuthsvoll nach Hause zurück, woselbst ich meine drey Herren noch bei den Flaschen antraf.

Nergier war betrunken, und handelte als ein Betrunkener; Christoph sas vor ihm, und nahm seine Schmeicheleien mit Wohlgefallen an; Priere sas gleichgültig dabei. Meine Ankunft störte die ganze Freude, ich wurde wild, warf Nergier seine Dummheit, Christoph seine Betrügerei, und Prieren seine Verstellung vor, und glaubte nun, daß sie alle drei über mich herfallen würden, aber jeder war mit seinem Ehrentitel zufrieden, und schwieg still.

Der erste war zu betrunken, um etwas anzufangen, der andere drohte mir seine Gunst zu entziehen, Priere murrte ganz in der Stille. Dadurch wurde ich wüthend, und wollte eben über Christoph herfallen, als unser Wirth dazu kam, und die Ruhe wieder herstellte. Christoph machte sich fort, Nergier wurde zu Bett gebracht, und ich fieng an mit Priere, der noch ziemlich bei sich war, zu sprechen. Ich konnte

erwarten, daß er meiner Meinung seyn würde, denn nie hatte er uns widersprochen, aber ich hoffte, daß er Nergier zurück bringen würde, über welchen er mehr Gewalt hatte, als ich. Er versprach mir alles, was ich wollte, und ich beruhigte mich dabey, ohnerachtet ich nicht sehr darauf zählte.

Den folgenden Morgen durchlief ich den ganzen Hafen, besuchte mehrere Schiffe, erhielt aber überall nur leere Antworten und Ausflüchte. Ich kehrte unmuthiger als jemals nach Hause zurück, und fand abermals den verwünschten Christoph auf unsrer Stube, der seinen Mantelsack gebracht hatte, und uns bat, ihn solang zu verwahren, bis er von Allignon zurückkäme, wohin er gienge, um Rekruten für die Septimana zu werben. Diese Zeichen von Zutrauen brachte Nergier aus aller Fassung, in dem Uebermaas der Freude, bot er ihm einen Stock, Pistolen, einen Huth, eine seidene Schärpe, einen Mantel, und sogar bar Geld an, und der bescheidene Christoph nahm alles ohne Unterschied.

Ich wußte nicht, was ich von dem Mantelsack halten sollte; Christoph schien mir jeder Spizbüberei fähig, und ich vermuthete, daß abermals ein neuer Betrug dahinter stecken möchte. Eben jezt fiel mir ein, daß er noch unsre Taufscheine bei sich hatte, und forderte sie mit einer Hastigkeit zurück, die ihn etwas zu beleidigen schien. Auch Nergier wurde unwillig über mich, aber kurz wir erhielten unsre Scheine zurück, und ich überlies meinen Gefährten dem Herrn

Christoph das Geleite zu geben, und gieng weg.

Ich konnte nicht errathen, was dieser mit unsern Taufscheinen anfangen wollen, die an sich selbst zwar richtig, aber durch unsre eigene Vidimirung zweideutig geworden, so daß wir es selbst nicht mehr wagten, uns ihrer zu bedienen. Erst lange nachher glaubte ich den Knoten des Räthsels gefunden zu haben; und vermuthete, daß Christoph nichts weiter, als ein Spion der Polizei gewesen, der statt uns zum Kapitain der Septimana zu führen, unsre Scheine einem Polizeikommissar gezeigt habe, um uns in sein Netz zu locken.

Unterdessen, daß Nergier und Priere ihren Freund Christoph begleiteten. Kamen endlich die Antworten von unsern Eltern an. Ich wagte nicht die meinige zu eröfnen, und erwartete lieber die Rückkehr meiner Kammeraden, um alsdenn mit vereinigten Kräften den Sturm auszuhalten. Bei Eröfnung des Paquets fielen uns zuerst unsre Pässe in die Augen; dies war einiger Trost, aber die Episteln, die sie begleiteten, wagten wir noch nicht zu lesen. Priere, der den Innhalt der seinigen voraus errieth, that es zuerst, und wir mußten endlich seinem Beispiel folgen.

Eine derbere Lektion ist wohl noch an keinen Menschen geschrieben worden; aber das komische bei der Sache war, daß jeder unserer Väter, die Verführung des seinen dem Sohn des andern Schuld gab; unter allen dreien kam ich

jedoch am schlimmsten weg. Der Schluß jedes Briefs war eine Einladung nach Haus zurück zu kommen, und Priere erhielt Reisegeld. Anfangs schwur er uns, nie zu verlassen, nachher wollte er zurük reisen, zwanzig mal änderte er seinen Sinn, aber alles dies war Verstellung, denn sein wahrer Entschluß war zurückzukehren.

Nergier kannte seinen Vater zu gut, um gänzliche Verzeihung von ihm zu erwarten, daher zerriß er den Brief, und entschloß sich zu bleiben, mich hielt falsche Schaam, Lust zum Reisen, Hang zur Freiheit zurück, und so versprach ich Nergier zu folgen, wenn er zurückkehrte, aber auch zu bleiben, wenn er bliebe. Er entschloß sich zum leztern.

Priere beschloß den folgenden Tag abzureisen, und uns war dies so lieber, da er unsern Beutel sehr zur Last fiel, und wir endlich genöthigt gewesen wären, ihn gehen zu heissen. Er legte Rechenschaft von dem Drittheil des Geldes ab, welches wir bei unsrer Abreise miteinander getheilt hatten, und wir fanden zu unsern größten Erstaunen, daß ihm beinah nichts mehr übrig blieb. Er entschuldigte sich mit einer Menge kleiner Auslagen für uns, aber wir bewiesen ihm, daß er mit unsern Geld schlecht Haus gehalten. Er mußte einen Schein für die Summen, die er uns schuldig blieb, unterschreiben, und machte sich dann zur Abreise gefaßt.

Um uns zu zerstreuen giengen wir nach dem Hafen, in Hofnung dort irgend eine gute Bekanntschaft zu machen. Hier bemerkten wir ei-

nen Genuesen Pitaluogo, den wir einmal mit Christoph hatten sprechen gesehen. Wir redeten ihn an, und ich erkundigte mich, ob es an dem wäre, daß Christoph zweiter Kapitain der Septimana sey? Unsre Frage sezte diesen Mann in Erstaunen, und seine Antwort wirkte nicht minder nachdrüklich auf Nergier, ich meinerseits erwartete das Aergste.

„Dieser Christoph, fieng der Genueser an, ist ein Schiffsjunge, und der Sohn eines Polizeireiters von Avignon. Ich kenne ihn blos daher, daß er unter denen war, die sich mit mir unter Mahon in einer Schaluppe flüchteten; aber es ist ein liederlicher Mensch, ein Gauner von Profession, und ich staunte immer euch in seiner Gesellschaft zu finden. Wenn er sich übrigens begnügte, blos auf Eure Unkosten zu leben, so habt ihr von Glück zu sagen, denn er ist zu Allen fähig.“ —

Nachdem wir dem Genueser für diese Erklärung, die zwar etwas zu spät kam, gedankt hatten, ersuchten wir ihn uns einige Bekanntschaften zu verschaffen, damit wir auf einem Schiff ankommen könnten. „Kommt Morgen um zwei Uhr nach dem Kaffeehaus der Seefahrer, sagte er, ich will euch dort mit dem wahren Kapitain der Septimana bekannt machen, der wirklich Freiwillige sucht, und gebe euch mein Wort, daß die Person, die ich für euch werde reden lassen, euer Bestes besorgen wird.“ Wir versprachen alles.

Natürlich hätte dies unser wichtigstes Geschäft für dem folgenden Tag seyn müssen, aber wir hielten es nicht dafür. Prieres Bekanntschaft mit einer unsrer Nachbarinnen, verwikelte uns in eine Gesellschaft, worüber wir unsern Genueser vergaßen. Als wir auseinander giengen, begleiteten wir Prieren etwas über eine Meile, so, daß wir erst am Abend wieder nach Marseille zurückkamen.

Da wir dem Genueser nicht Wort gehalten, so wagten wir es nicht, ihn wieder aufzusuchen, und verloren durch diese unbegreifliche Nachlässigkeit vielleicht die schönste Gelegenheit unsre Wünsche zu erreichen.

Nun waren wir uns wieder selbst überlassen, ohne Aussicht, ohne Stand, und beinah von Geld entblößt. Nergier übertrug mir jetzt die Oekonomie, aber es war zu spät, wir mußten was wir hatten nach und nach verkaufen, und sahen halb verzweifelnd unserm glücklichen oder unglücklichen Schicksale entgegen. Unser Wirth erkundigte sich bald nach der Zeit, bald verlangte er eine Prise Tobak, um zu sehen, ob wir unsre Uhren und Dosen noch hätten, und sein Betragen richtete sich genau nach unserm Beutel, er wurde allmählig verdrüslich, mürrisch, ungefällig, endlich grob .... Was blieb übrig? wir mußten einen andern Entschluß fassen. —

Die Geschichte des verlornen Sohns ist jedermann bekannt, nachdem er sein ganzes Vermögen mit lüderlichen Weibspersonen durchgebracht, wurde er mit Schimpf und Schande von ihnen ge-

jagt. Man vermuthet, daß uns mit denjenigen, die wir kannten, dasselbe begegnete; keineswegs! durch Mangel und Noth getrieben verliessen wir Montalans Haus, und nahmen die Freistatt an, die uns zween Mädchen anboten, welche am meisten zu unserm Ruin beigetragen hatten.

So waren wir denn endlich bei öffentlichen Dirnen einquartirt! Doch ich ziehe den Vorhang über das schändliche Gewerb der Unreinigkeit, welches diese armen Kreaturen trieben. Inzwischen muß ich gestehen, daß es, welche unter ihnen giebt, die ein besseres Schicksal verdienen; man findet bei manchen wahres Naturgefühl, Grosmuth, Erkenntlichkeit, und Güte des Herzens.

Man muß unter ihnen zwei Klassen annehmen, zur ersten gehören diejenigen, so durch Eitelkeit, Hang zum Wohlleben, Trägheit, und Treulosigkeit in dieses Elend gerathen sind; zur andern aber solche, die durch ein viel verlangendes Temperament, oder durch Noth dazu gezwungen worden. Erstere gleichen den Furien, welche alles verschlingen, ohne Schaam, ohne Reue fortleben, und sämtlich als Schlachtopfer ihrer Ausschweifungen zu Grunde gehen; die andern hingegen fühlen ihre Erniedrigung, und weinen täglich über ihren Fall, und ihre unglückliche Lage. Was bliebe ihnen auch für ein Mittel, sich wieder zu erheben? Mit der öffentlichen Verachtung beladen, ist ihnen jede Gesellschaft verschlossen, überall würden sie nichts als Beschimpfung, Zurückweisung, und Spott selbst von solchen Weibern erfahren, die ein noch ärgerlicheres Leben aber insgeheime führen.

Ich kehre zu unsrer Geschichte zurück, Montalan hatte unser Zimmer einem gewissen Tauinare überlassen, der uns seit einigen Tagen stets auf dem Fuß nachfolgte, ob wir ihm gleich, weil wir seine Gesellschaft nicht wünschten, jederzeit auszuweichen suchten.

Anfangs gab er sich für einen Kaufmann aus, als er aber sah, daß er mit dieser Verstellung bei uns nichts gewann, so gestund er treuherzig, daß er seines Gewerbs ein Faßbinder, und von dem Regiment la Fére desertirt wäre; hierauf hätte er sich bei verschiedenen andern anwerben lassen, das Handgeld empfangen, und wäre damit nach Marseille gekommen, wo er Gelegenheit wünschte, sich aus Frankreich zu entfernen.

Er brauchte uns nicht zu gestehen, daß er ein liederlicher Mensch war, dies Geständniß war in allen Zügen seines Gesichts zu lesen. Kurz, er errieth unsre Lage, drang sich uns auf, sagte, er wolle sich nicht von uns trennen, und thun was wir vornähmen; zugleich both er uns seine Börse an, wir weigerten uns etwas anzunehmen, aber es war unmöglich seiner los zu werden.

Wir waren es beinah müde, bei Mädchen zu leben, deren trauriges Gewerbe wir durch unsre Gegenwart störten, und da wir überlegten, daß wir uns auf immer aller Achtung und Ehre beraubten, wenn je diese Lebensart unsern Eltern zu Ohren käme, so beschlossen wir diesen Aufenthalt zu verlassen. Aber wohin? es blieb uns beinah keine Wahl, als auf diese oder jene Art zu Grunde zu gehen; wir hatten unser Schicksal verdient, die Zeit

der Ueberlegung war vorbei, und die der Reue war nur vorhanden.

Mehr als jemals unruhig und bekümmert durchliefen wir täglich den Hafen, und die öffentlichen Plätze, und wagten es kaum, jemand ins Gesicht zu sehen. Mehrmalen hatte ich Nergier gebeten, seine alten Bekanntschaften wieder zu benuzen, vorzüglich den Kaufmann aufzusuchen, der mit seinem Vater in Briefwechsel stand; aber dieser Vorschlag wurde jedesmal verworfen, und einst als wir diese Person auf der Börse antrafen, entfernte sich Nergier eiligst, um nicht erkannt zu werden.

Als wir einst im Hafen standen, und das große Schauspiel der See bewunderten, fiel mir ein, an Bord des heiligen Joseph zu gehen, welches Schiff die Niederlage der freiwilligen Matrosen ist. Nergier gab mir zu verstehen, daß man sie in Klassen abtheilte, und dies benahm mir alle Lust. Wir sprachen noch darüber, als wir drei oder vier müssige Kerls, die so wie wir nicht wußten, was sie anfangen sollten, von einem Maltesischen Regiment reden hörten, wozu sich jeder auf so lange Zeit, als ihm beliebte, anwerben lassen konnte. Ich wurde aufmerksamer, horchte ferner, und vernahm, daß der Werber dieses Regiments im Fort Saint Nicolas wohnte.

„Da wir einmal nicht wissen was anzufangen, sagte ich zu Nergier, so ist es einerlei, ob wir hier oder dort dienen, und noch besser ist es hier, da wir uns nur auf kurze Zeit verbindlich machen dürfen. Laß uns reisen, binnen zwei Jahren wer-

den wir manche Bekanntschaft machen, und auf Malta gewiß Gelegenheit finden nach der Levante zu kommen. Und sind wir einmal gereist, so kommen wir überall an.“

Nergier stimmte herzlich in meinem Vorschlag, und von nun an konnte das Maltesische Regiment auf uns zählen. Bevor wir uns ganz entschlossen, wollten wir noch unsre Kasse berichtigen, und giengen nach dem Schloß If, wo wir den vorlezten Thaler unsers Vermögens verzehrten; der letztere aber hätte uns beinah der Justiz in die Hände geliefert. Folgendes war der Vorfall.

Wir waren nach dem Wirthshaus zum Stern gegangen, woselbst wir eine Menge Matrosen, und Katalonier antrafen, die sich daselbst lustig machten, sangen und tanzten. Wir setzten uns nicht weit von ihnen, und bald nachher entstund Streit unter ihnen. In der Voraussetzung, daß dergleichen Händel sich so wie bei unsern Provenzalen schnell wieder beilegen lassen, hörte ich nicht auf Nergier, der mir rieth, sogleich das Wirthshaus zu verlassen. Da ich überdies ihre Sprache nicht verstand, so glaubte ich die Scene noch nicht so ernstlich; plözlich aber flogen Bouteillen und Gläser um die Köpfe herum, die Messer wurden gezuckt, und zween von den Streitenden stürzten zu Boden. Nun flohen wir so schnell wir konnten, vergebens rief uns der Wirth hinterdrein, die Furcht machte uns taub, und wir liefen bis nach unsern Quartier, wo wir uns umkleideten.

Wir hatten nicht den kleinsten Antheil an diesem Streit gehabt, aber der Wirth, der sich dafür

rächen wollte, daß er die Hälfte seines Frühstücks nicht bezahlt erhalten, gab uns als die Urheber desselben an, welches wir noch denselben Tag erfuhren. Zum Glück waren wir zu unbekannt in jener Gegend, so daß er uns nur nach dem Wuchs und den Kleidern bezeichnen konnte. Einer der Katalonier war getödet, und zween andere tödlich verwundet worden. Die Justiz that nach Gewohnheit ihre Pflicht, und da wir ohneractet unsrer Unschuld, die Folgen befürchteten, so beschlossen wir sogleich uns bei dem Werber des Maltesischen Regiments zu melden.

Um acht Uhr des Morgens erschienen wir vor den Herrn Samson und Gatelard. Ersterer war Schreiber des Forts Sankt Nikolas, und versah den Dienst als Fourier, und Aufseher der Rekruten von Malta, jetzt aber lag er gefährlich krank. Der zweite war von seinem Regiment gejagt worden, besaß aber, ohne Wissen der Offiziere das Vertrauen des Fouriers, gab sich für einen Korporal aus, streifte in der Stadt umher, Rekruten zu suchen, warb sie an, begleitete sie, zechte mit ihnen u. s. w.

Da wir voraus wußten, daß die Werber ihre Rekruten gewöhnlich ausziehen, und wir nicht gerne mit dergleichen Leuten zu thun haben wollten, so verlangten wir mit dem Kommandanten der Werbung Ritter Foresta selbst zu sprechen.

Samson und Gatelard erwiederten uns, daß sie dies Geschäft eben so gut wie der Ritter selbst besorgen könnten, daß sie uns aber zu ihm führen wollten, sobald wir unser Engagement unter-

schrieben hätten; dann stimmten sie sich in unsern Ton hinauf, sprachen von Lebensart, Schonung, Uneigennuz, und gewannen uns auf diese Art.

Die Unterhandlung fieng nun an, und wir erboten uns zu einem zweijährigen Dienst; wogegen sie ziemlich erstaunt erwiederten, sie könnten eine so kurze Zeit nicht eingehen. Auf unsere Vorstellung, daß es zu Marseille hieße, sie nähmen jeden Rekruten auf beliebige Zeit an, antworteten sie, dies sey ein Irrthum, und sie dürften uns unter sechs Jahren nicht annehmen.

Da dies gar nicht unsre Meinung war, so veränderten wir schnell die Sprache, sie aber brachten die Sache aufs neue vor, und fanden uns unerschütterlich. Wir wollten eben wieder weggehen, als Samson uns bat, Morgen wieder zu kommen, weil er unterdessen mit dem Ritter Foresta sprechen, und zusehen wolle, wie weit er unsre Wünsche erfüllen könne; anderseits würden wir die Sache reifer überlegen, und so könnten wir wohl beide überein kommen. Wir giengen also weg, und kamen den folgenden Tag wieder, wo sie sich nach ziemlich langen Streit entschlossen, uns aus Gefälligkeit ein zweijähriges Engagement zu bewilligen.

Bis hieher war noch an kein Handgeld gedacht worden. Als wir an diesen für uns sehr gleichgültigen Punkt kamen, sagten die Werber, der Orden habe für einen sechsjährigen Dienst funfzig Livres Handgeld bestimmt, wovon die Hälfte auf der Stelle, die andere aber auf Malta bezahlt wür-

würde; so daß uns also nach dieser Berechnung für zwey Jahre Dienst nur dreizehn Livres, zehn Sols, oder höchstens sechszehn Livres zukämen. Wir ärgerten uns über diese Geldschneiderei, liessen unsern Unwillen merken, und drohten ganz wieder abzustehen.

Aber es gehörte mit in den Werber-Plan, daß wir uns dagegen auflehnen sollten, und es wäre ihnen nicht lieb gewesen, wenn wir diesen niedrigen Preis angenommen hätten; daher veränderten sie auch schnell den Ton, sagten die Regel litte bei gewissen Personen Ausnahmen, und sie würden uns alles bewilligen, was ihre Vorschrift nur zuließe.

Endlich erboten sie sich jedem fünf und zwanzig Livres Handgeld zu geben, welches nach sechs Jahren berechnet, ein Engagement von fünf und siebzig Livres ausmachte. Wir willigten nur mit der Bedingung, daß wir bis zur Einschiffung der Rekruten frei in der Stadt herumgehen könnten. Dieser Punkt hielt sehr schwer, man stellte uns vor, daß die Rekruten gewöhnlich nicht aus dem Fort Saint Nikolas heraus dürften, weil der Ritter Foresta oft unvermuthet zur Inspektion käme, die Abfahrt des Schiffs vom Wind und Wetter abhiengen u. s. w. eigentlich aber befürchteten sie, daß wir davon laufen mögten. Indem sie uns also diese Gunst bewilligten, machten sie zur Bedingung, daß wir täglich einmal nach dem Fort kommen sollten, uns zu zeigen, und wir versprachen diesen Punkt.

Sobald dies alles berichtigt war, führte man uns vor den Ritter Foresta. Er empfieng uns mit dem hohen, geringschätzenden Ton, der dem Adel gegen Geringere so eigen ist, erkundigte sich obenhin nach unserm Stand und Familie, und ließ uns eine Art Patent ausfertigen, welches mit seinem Namen und Wappen bekräftigt war, und wodurch er uns zu Korporals der Rekruten ernannte. Ueberdies war er noch so grosmüthig ein Empfehlungsschreiben an die Kommissarien der Kongregation beizufügen, worinn er sie ersuchte, uns als Schreiber in ihren Komptoiren anzustellen, wenn sie uns tauglich dazu fänden.

Ich wollte etwas von unserm Engagement erwähnen, aber theils hielt ich Samson für zu ehrlich, theils sprach er immer allein, theils schien mir der Ritter eilig, kurz eine gewisse Schüchternheit hielt mich zurück, und ich schwieg davon.

So waren wir denn also im Dienst vor Malta angeworben, und stunden nun unter der Aufsicht zweier Werber. Unsre Freiheit war für fünf und zwanzig Livres verkauft, und nachdem wir sie so oft misbraucht hatten, war es billig, daß wir den Werth derselben auf unsre Unkosten fühlen lernten. Wir machten uns jedoch gar keine Gedanken hierüber, waren froh dem Hunger entgangen zu seyn, und dachten nur an Malta. Die Werber hatten uns das Leben daselbst so herrlich geschildert, wir rechneten so sicher auf das Empfehlungsschreiben des Ritters Foresta, und hoften so gewiß bald nach der Levante zu kommen, daß wir mit Freuden noch denselben Tag ab-

gereist wären. Wie weit waren wir mit unsern Gedanken von der Wahrheit entfernt!

Wir hatten zusammen funfzig Livres erhalten, konnten frey in der Stadt herumgehen; laßt uns nun sehen, wie wir unsre Freiheit und unser Geld anwendeten. Man sieht leicht voraus daß funfzig Livres in unsern Händen, und in Gesellschaft zweier Weibspersonen nicht lange dauren konnten. Taumaré, der uns nie verließ, bemerkte bald, daß wir Geld hatten, und ließ uns nicht eher Ruhe, bis wir ihm zugestunden, wie wir es erhalten. Sogleich erinnert er uns an seinen Schwur, uns überall zu folgen, und verlangt, daß wir ihn zu Samson begleiten sollen, weil er uns schlechterdings nach Malta begleiten wolle.

Weigerten wir uns dessen, so konnte er allein hingehen, und uns denn Vorwürfe machen, statt daß wenn wir ihm dazu behülflich waren, und ihm dasselbe Handgeld verschaften, er uns gewissermassen verbindlich wurde. Wir führten ihn also zu Samson, und erhielten dasselbe Handgeld für ihn; jetzt brauchten wir ihn nicht weiter zu fliehen, wir waren alle drei Soldaten, einem Schicksal unterworfen, und so begleitete er uns überall, bis die Gesellschaft durch eine vierte Person verstärkt wurde.

Wir bewirtheten Samson bei unsern Weibsleuten; indem wir die Strasse von Rom durchkamen, um nach Hause zu gehen, bemerkt Nergier einen jungen Menschen neben uns, läuft auf ihn

zu, fällt ihm um den Hals, faßt ihn unter dem Arm, und führet ihn mit uns fort.

Dies war der Vetter des Pfarrers von Nergiers Kirchspiel, der von seinem Onkel fortgejagt, wieder zu seinem Vater, einem Schuhflicker nach einem Dorf in der Provence zurückkehren wollte.

Die Phisiognomie des Menschen gefiel mir nicht, und ich rieth Nergier, diesen Vetter gehen zu lassen; er wollte meinem Rath folgen, und wir wären seiner los geworden, wenn nicht Samson ihn mit Werbersaugen betrachtet hätte. Die Sache wurde noch denselben Abend zwischen beiden richtig, und da wir uns nicht damit abgaben, so ließ er sich wahrscheinlich auf sechs bis acht Jahre anwerben. Sein Handgeld war, dank sey es Nergiers gutem Rath, bald verschwunden.

Samson glaubte nun vier Rekruten, wovon zwey ganz unter seiner Gewalt stunden, nicht viel trauen zu dürfen. Er beschloß daher sich seines Rechts über sie zu bedienen, und uns mit ihnen in das Fort zu verlegen. Zu dem Ende schüzte er vor, daß unser Schiff seegelfertig wäre, und nur auf günstigen Wind wartete, um auszulaufen, so daß wir bey der Hand seyn müßten, um sogleich an Bord gehen zu können.

Wir machten keine Schwierigkeiten darüber, und befanden uns noch denselben Tag in der Gesellschaft von zwölf bis funfzehn Verbrechern, wovon die mehrsten ihrer Strafe durch die Flucht entgangen waren. Diese Kerls, welche von dem Menschen wenig mehr als die Gestalt hatten, mußten wir für unsre Kameraden erkennen; aber wir

konnten es in diesem Regiment nicht besser erwarten. —

Indessen blieb der Wind beständig ungünstig, und Samson hielt uns demohngeachtet im Fort zurück. Nergier und ich versuchten es herauszugehen, aber die Schildwache hatte ihre Anweisung, und ließ uns nicht passiren. Wir eilten zu Samson, und beklagten uns darüber, statt aller Antwort sagte er uns, er müsse dem Befehl des Ritters Foresta gehorchen; alles was er thun könnte, wäre uns zu ihm zu führen; ertheilte uns dieser die Erlaubniß auszugehen, so habe er nichts dawider. Wir waren damit zufrieden, eilten zu dem Ritter, und erhielten die gesuchte Erlaubniß, aber von unserm Engagement wurde keine Silbe erwähnt.

Der Ritter hatte uns erlaubt, daß wir unsre Löhnung verzehren durften, wo wir wollten, ohne mit den andern Rekruten zu essen, und wir kehrten wieder zu unsern Mädchen zurück, welche erfreuet schienen, uns wieder zu sehen. Als sie aber unsern neuen Stand erfuhren, machten sie uns die bittersten Vorwürfe darüber. Sie hatten mehrere Personen gesprochen, die auf Malta gewesen waren, und diese hatten, die Insel als einen abscheulichen Aufenthalt geschildert, wo die Soldaten wie Sklaven behandelt wurden. „Bleibt hier, sagten die guten Mädchen, beruhigt euch, wir wollen uns soviel Mühe geben, bis wir euch unterbringen.“ Der Rath war herzlich gut gemeint, und leicht zu befolgen; aber wir waren thöricht genung, ihn zu verachten.

Die Rekruten, besonders Taumare', der uns frei herumgehen sah, nahm sich dieselbe Freiheit aus, und behauptete, ihm käme gleiches Recht mit uns zu, statt der Erlaubniß steckte Samson die unruhigsten von ihnen ins Gefängniß, und Taumare' vor allen andern.

Diese Strenge befreite uns zwar von den Zudringlichkeiten dieses Menschen, erregte aber zugleich auch unsern Unwillen gegen Samson. Zuweilen nahm er sich einen gewissen Ton heraus, der uns sehr misfiel, und beinah jeden Tag mußten wir uns wegen der Stunde des Ausgehens und Zurückkommens mit ihm zanken.

Wir bemerkten ferner, daß sein Kollege Chatelard mit den übrigen Rekruten nicht gelinder verfuhr, und daß es uns nicht besser geworden wäre, wenn wir nicht einerseits unter dem Schuz des Ritters Foresta stunden, und er andererseits unsern hellen Blick nicht fürchtete. Indessen brachten wir die lezten Tage unsrer Freiheit ziemlich angenehm zu, obgleich der obenerwähnte Vetter des Geistlichen stets Samson wegen uns in den Ohren lag, und die Ruhe zu stören suchte; und doch hatte ihn Nergier vom Kopf bis zum Fuß neu gekleidet.

Die Rekruten lagen zusammen in einem Thurm, und jeder mußte nach der Reihe Schildwache stehen. Eines Morgens widersezte sich dieser saubere Vetter unsern Ausgehern, wir brachten ihn mit einigen Ohrfeigen und Ribbenstößen zur Ordnung, und giengen geradesweges zu dem Ritter Foresta, um Samsons Anklage zuvorzukom-

men. Der Ritter befohl, daß alles in dem vorigen Zustand bleiben sollte; wir erwähnten abermals kein Wort von unsrer Kapitulation.

Der junge Herr Vetter war ganz wüthend über den erlittenen Schimpf, aber zu schwach gegen uns beide, daher er Samson und Chatelard seine Rache auftrug. Wenig Tage nachher verschwand er, und zwar auf folgende Art.

Samson und Chatelard begnügten sich nicht in den Strassen von Marseille, alle jungen lüderlichen Leute, Verbrecher und dergleichen aufzusuchen, sondern breiteten ihren Menschenhandel bis nach Toulon aus, und unterhielten daselbst Korrespondenzen, um die Soldaten der Garnison zur Desertion zu bewegen. Kamen Sie, so versteckte er sie in dem Fort, und ließ sie von da unbemerkt an Bord bringen.

Eben war ein solcher Deserteur angekommen, und Samson schob ihn, Gott weis aus welchen Gründen, dem entwichenen jungen Menschen unter, gab ihm dessen Namen, Kapitulation, und sogar das Certifikat des Wundarztes, ohnerachtet dieses allein auf den Entwichenen passen konnte. Dieses Fehltritts bedienten wir uns in der Folge zu unserm Besten. Der junge Mensch war mit Samsons Bewilligung verschwunden, und nahm bei der Abreise noch verschiedenes von unsern Sachen mit. Wie sich beide miteinander verstanden, ist mir unbewußt; ob der Onkel dem Herrn Vetter Geld geschickt, um sich loszukaufen, und Samson dies Geld unterschlagen, indem er den Deserteur an dessen Stelle treten

ließ? Dies leztere schien mir am wahrscheinlichsten.

Wir fiengen jezt an, unsern Werbern nicht mehr zu trauen, obgleich Samson in einer Unterredung uns bei guter Laune zu erhalten suchte. Wir beruhigten uns auch mit der Hofnung einer baldigen Abreise, denn der Wind war günstig, und alles versprach uns eine glückliche Reise.

Vor allem nahmen wir Abschied von unsern Mädchen, deren edles Betragen gegen uns mehr Bewunderung als Tadel verdiente. Sie versuchten noch das Aeusserste uns zurück zu halten, aber ihre ganze Beredsamkeit scheiterte gegen unsern festen Entschluß, wir schieden mit Thränen von einander, und ich gestehe gerne, daß mir der Abschied sehr wehe that.

Von ihnen giengen wir zu dem Ritter Foresta, ihm unsre Erkenntlichkeit zu bezeigen. Er versicherte uns, daß er uns bei jeder Gelegenheit gerne dienen würde, und gab uns noch ein Empfehlungsschreiben an den Ritter Francion mit, den wir an Bord antreffen würden. Wir erwähnten abermals kein Wort von unsrer Kapitulation.

Nachdem wir Marseille zum leztenmal durchstrichen waren, kauften wir eine Flasche Liqueur, einige Säuren, und kehrten gegen Abend ins Fort zurück.

Zum erstenmal aßen wir jezt mit unsern tapfern Kameraden; da gab es Maurer, Schuhflicker, Beutelschneider, Spizbuben, vielleicht noch etwas Aergeres, alles ohne Unterschied war dem

Maltesischen Regiment willkommen. Im Grunde war es einerlei, ob wir uns hier, oder in dem Gefängniß unter einer Menge Verbrecher befanden.

Wir liessen uns als Korporals dieses Gesindels vorstellen; nur allein Chatelard behauptete, daß wir diese Stelle erst auf dem Schiff anträten. Wir wollten uns darüber nicht mit ihm herumzanken, weil es nicht mehr der Mühe werth war. Indessen entdekten wir noch denselben Abend den Beweggrund, warum Chatelard so fest an der Karporalsstelle hieng; er und Samson wagten gar nichts, wenn sie die Rekruten ausgehen liessen, indem keiner von ihnen eine andere Zuflucht hatte, und sicher zurück kehren mußte; solang sie sie aber eingesperrt hielten, lieferte Chatelard den Proviant, besorgte ihre Kommissionen, machte sich dabei einen ziemlichen Profit, nahm ihnen ihr weniges Geld noch im Spiel ab, und wenn es einer wagte sich zu beklagen, wurde er ins Gefängniß geschleppt.

Er merkte wohl, daß er uns auf keine Art überlisten könnte, denn erstlich hatten wir kein Geld an ihn zu verlieren, und dann gaben wir ihm durch Blicke und Mienen deutlich zu verstehen, daß wir sein ganzes Verfahren bis auf den Grund durchschauten. Er selbst hielt es für überflüssig, uns lange von seiner Rechtschaffenheit zu überzeugen, und unterhielt uns dagegen von Malta, und der Lebensart der Bewohner dieser Insel; da aber dieser Stoff nicht reichhaltig genug war, so verirrte er sich unglücklicherweis in

die Litteratur, und wählte das dramatische Fach zum Gegenstand.

Er urtheilte über alles, wie einer, der gar keine Beurtheilungskraft hat, aber mit einer unbeschreiblichen Dreistigkeit, und langte endlich aus einem alten Sack eine Rolle Papier hervor, welche nichts geringeres, als ein Trauerspiel von seiner Feder enthielt. Es war keine Möglichkeit, der Vorlesung auszuweichen, wenn wir auch darüber in Ohnmacht gesunken wären; das Stück entehrte den Namen Iphigenia, den es trug, und es erschienen darin Antiochus, Julius Cäsar, Karl der Große und Agamemnon zu gleicher Zeit. Unmöglich kann man sich ärgern Unsinn denken, auch waren wir nicht mehr unsrer mächtig, und fiengen laut an zu lachen.

Chatelard fand sich hierdurch beleidigt, schimpfte uns Ignoranten, wir erwiederten in demselben Ton, und von den Worten kam es bald zu Schlägen. Er bat zuerst um Friede, sammelte sein Manuskript zusammen, und steckte es wieder in den Sack; kaum hatte er die Hand hineingesteckt, als er plözlich ausrief: „Warte Kerl, du sollst mirs bezahlen.“ Dies gieng auf mich, weil ich am stärksten gelacht hatte; ich fiel über ihn her, hielt ihn bei dem Hals fest, und zog ihn mit den Haaren zur Erde. Er hatte ein geladenes Pistol in der Hand, Nergier entriß es ihm, und wir beyde fiengen an ihn derb auszubläuen. Lange liessen wir ihn bitten, bis wir ihm verziehen, dann zerschlugen wir das Pi-

stol, zerrissen das Trauerspiel, und liessen den Verfasser liegen.

Wären wir nicht im Begrif gewesen abzureisen, so konnten wir uns auf Chatelards Rache gefaßt machen, aber wir hoften den folgenden Morgen unter Seegel zu gehen. Dennoch blieben wir noch einen Tag am Land, und Chatelard begnügte sich über die gestrige Scene das tiefste Stillschweigen zu beobachten, und uns mit Kälte und Gleichgültigkeit zu bestrafen. Der Verräther wußte wohl, daß er sich längst an uns gerächt hatte, und daß uns nun bald die Augen aufgehen sollten.

Beide, er und Samson wußten sicher den Tag unsrer Abfahrt, denn sie mußten uns in den lezten Augenblicken noch nach dem Admiralitätshaus führen, und dies geschah jezt. Wir blieben unter Chatelards Aufsicht an der Thüre stehen, während Samson unsre Gesundheitspässe revidiren ließ, und seitdem hab' ich erfahren, daß die Malteser ihre Rekruten stellen müssen, um zu hören, ob nicht einer oder der andere mit Gewalt angeworben worden.

Noch jezt hätten wir leicht desertiren können. Chatelard allein war nicht im Stand uns zu halten, aber wohin? Das Maltesische Regiment war ja unsre lezte Zuflucht. Samson kam endlich herunter, wir kehrten nach dem Fort zurück, und fiengen an zu packen. Nergiers Stock war nicht zu finden, nachdem wir eine Weile gesucht, und sich jeder entschuldigt hatte, erhob ich die Stimme, und gab Chatelard als

den Dieb an. Er war so unverschämt zu behaupten, daß ihn Nergier selbst vor wenig Tagen verkauft habe. Von dem Gegentheil fest überzeugt, forderte ich ihn auf, uns nach seiner Kammer zu führen, und drohte ihm, den Stock auf dem Rükken entzwei zu schlagen, wenn ich ihn fände. Er reichte mir dreist seinen Schlüssel hin, ich lief mit den übrigen nach der Kammer, suche überall, und finde endlich den Stock in dem Bettstroh. Nun suchte ich Herrn Chatelard auf, um mein Wort zu halten, aber er war verschwunden; den andern Morgen begleitete uns Samson nach dem Schiff; wir giengen an Bord, und waren bald in ofner See.

Ich übergehe das Staunen, das uns überfiel, als wir zum erstenmal das Land entfliehen, und ringsum nichts als Himmel und Wasser sahen. Als wir uns wieder erholt, warfen wir unsre Augen auf das Schiff; es war eine dänische Schnaue, Namens der Prophet Elias, geführt vom Kapitain Gronwool. Die Mannschaft bestund aus etwa zwanzig Rekruten, eben soviel Maltesern, die auf ihre Insel zurückkehrten, fünf Rittern, und sechs Matrosen.

Unter allen diesem Volk schienen uns die Ritter allein unsrer Aufmerksamkeit würdig; wir glaubten anfangs, es wäre hier wie auf einer öffentlichen Kutsche, wo jeder sich zuerst mit seinen Reisegefährten bekannt zu machen sucht, und zur allgemeinen Unterhaltung das seinige beiträgt.

Das Empfehlungsschreiben des Ritters Foresta an den Ritter Francion, gab uns die beste

Gelegenheit mit diesen Herrn Bekanntschaft zu machen. Wir näherten uns ihnen zuversichtlich, und mit dem Brief in der Hand, indem wir uns höflich nach demjenigen erkundigten, an den die Adresse gerichtet war. Man zeigte ihn uns, er nahm den Brief, ohne uns beinah anzusehen, und fuhr unterdessen fort mit einem dicken, häßlichen, spielenden Kommenthur zu sprechen. Dies war der Kommenthur von Sankt Magdalena.

Endlich schlug der Ritter Francion den Brief auseinander, und während er las, musterten uns die übrigen vom Kopf bis zu den Füßen; darauf folgten eine Menge Fragen, die wir alle mit einer Leichtigkeit und Vertraulichkeit beantworteten, daß die Herrn die Nase darüber zu rümpfen anfiengen. Wir hätten noch länger gesprochen, wenn nicht der Ritter Francion uns durch die Frage unterbrochen, ob wir auf sechs oder auf acht Jahre angeworben wären?

Auf meine Antwort, daß wir nur für zwei Jahre kapitulirt hätten, erfolgte ein tiefes Stillschweigen, und alle sahen sich mit großen Augen an. Endlich nahm der Kommenthur das Wort, und sagte, es sey nicht möglich, denn der Orden gienge nie eine Kapitulation auf zwei Jahre ein. Wir suchten ihnen die Sache aufs beste zu erklären, aber ihr Staunen wuchs immer mehr, sie versicherten uns, daß dergleichen Kapitulationen bei dem Orden nie geduldet worden, und daß sie von der Kongregation sicher nicht bestätigt werden würde. Vergebens stüzten wir uns auf das Empfehlungsschreiben des Ritters Foresta, es bewies weiter

nichts, als daß er von unsrer Uebereinkunft mit den Werbern gar nichts wußte, weil er kein Wort davon in seinem Brief erwähnte.

Jezt fieng der Ritter Francion an, es wäre unbegreiflich, daß, da wir den Ritter Foresta so oft gesprochen, wir diesen wichtigen Punkt ganz und gar vergessen konnten.

Es war schwer, ein solches Argument zu widerlegen, und jezt fiengen wir erst an, unser blindes Zutrauen zu Samson zu bereuen, so wie unser Stillschweigen gegen den Ritter Foresta. Da wir uns indessen keiner Unwahrheit bewußt waren, so betheuerten wir den Rittern, die Richtigkeit unsrer Behauptung, und baten sie uns in Schuz zu nehmen, welches sie auch versprachen; der Kommenthur besonders.

Unmöglich läßt sich die Verlegenheit denken, in der wir uns jezt befanden; wir glaubten uns ohne Rettung verloren, und vermutheten nun, daß wir von Samson und Chatelard verrathen worden. Taumaré, der mit uns an Bord war, bestätigte diese Meinung, aber weder er noch Nergier war fähig, etwas zur Verbesserung unsrer Lage zu thun; der erstere war unbesonnen, tölpisch, und ohne Sitten, der andere aber überließ sich seinem Kummer so sehr, daß er endlich krank wurde, und so fiel die doppelte Last auf mich, ihn zu verpflegen, und zugleich für unser künftiges Schicksal zu sorgen.

Vor allem erkundigte ich mich nach den Kapitulationen der übrigen Rekruten, alle lauteten auf sechs oder acht Jahre; alle hatten fünf und

zwanzig Livres Handgeld erhalten, und sollten die übrigen fünf und zwanzig auf Malta empfangen. Hauptsächlich suchte ich mich bei dem Deserteur aus Guienne Raths zu erholen, der ehemals Samsons Vertrauter geschienen, und sich vielleicht jetzt in der Entfernung unsrer Dienste erinnern konnte. Nergier hatte ihn den Händen der Maréchaussée entrissen, als sie erfahren, daß sich Deserteurs im Fort Saint Nicolas aufhielten, und Nachsuchungen darin anstellten; ich hatte ihn vom Kopf bis zum Fuß neu gekleidet.

Er gestund mir gerade zu, daß er an die Stelle des Vetters untergeschoben worden, seinen Namen trüge, und sich zu Malta für diesen ausgeben wollte; sein wahrer Name wäre Dupuis, und er wolle diese Betrügerei entdecken, sobald ihm das Regiment nicht mehr gefiele. Er setzte hinzu, er kenne Samson von lange her, und habe ihm nie getraut.

Von allem diesen unterrichtet, und noch dazu von einem Leibesschaden überzeugt, der dem Certifikat dieses Deserteurs gerade zu widersprach, nahm ich mir vor im Nothfall einigen Vortheil daraus zu ziehen. Samson und Chatelards Absichten waren mir nun ganz klar; sie befürchteten, wir möchten entwischen, wenn sie uns die zweijährige Kapitulation verweigerten, übergiengen diesen Punkt mit Stillschweigen, und beruhigten sich damit, daß man uns auf Malta schon zurecht weisen würde.

Auf diese Vermuthung gründete ich meinen Vertheidigungsplan, wie man in der Folge sehen wird. Vorjetzt kehre ich wieder zu unserm Schiff,

und einigen kleinen Begebenheiten, die während der Reise vorfielen, zurück.

Kein Reisender wird sich auf einem Schiff grosse Bequemlichkeiten versprechen, am weigsten auf einem Kauffartheischiff, wo alles voller Waaren gepackt ist. Aber hier staken zwanzig Mann in einem Loch zusammen, welches kaum Raum für zehn hätte, und der Kapitain gab weder Hangematten, noch Matrazen, noch Decken, kurz gar nichts. Wir schliefen auf Wasserfässern, die uns die Ribben wund drückten, und uns mehr ermatteten, als wenn wir gar nicht geschlafen hätten. Unsre Nahrung bestund in schlechtem Zwieback, und Stokfisch in Wasser gekocht, ohne Salz, ohne Essig, blos mit etwas stinkendem Oel übergossen; und unser Getränke war saures und trübes Bier.

Diese Kost wurde auch nicht einen Tag verändert, an Wein war gar nicht zu denken, und nicht einmal reines Wasser war zu haben. Sogar gegen Bezahlung konnten wir nicht viel erhalten, weil alles unmässig theuer taxirt wurde; man betrachtete uns als einen Haufen Taugenichtse, und glaubte sich zu entehren, wenn man mit uns sprach, oder uns antwortete.

Da nun gemeine Malteser, deren Aeusseres wenig oder gar nichts versprach, uns schon so stolz begegneten, wie konnten wir erwarten, daß die Ritter sich vertraut mit uns einlassen würden. Man schien es unschicklich zu finden, daß wir uns zuweilen der Kajüte der Ritter näherten, und sogar der

Bedien-

Bediente des Ritters Francion ließ uns seine Geringschätzung empfinden.

Niemand litt mehr als Nergier und ich. Wir waren dergleichen Erniedrigungen nie gewohnt gewesen, und fanden es äusserst hart, den Stolz und die Geringschätzung derjenigen ertragen zu müssen, deren Gesellschaft wir uns vormals geschämt haben würden. Von allen Seiten zurückgestoßen, und gezwungen mit Nichtswürdigen zu leben, ohne Trost, ohne Aussicht in die Zukunft, und beinah verhungert, weil wir die gewöhnliche Nahrung vor Ekel nicht geniesen konnten, welche mächtige Beweggründe unsre ehemaligen Thorheiten und Fehltritte zu bereuen!

In dieser traurigen Lage, wodurch Nergiers Krankheit sehr verschlimmert wurde, mußten wir sieben und zwanzig Tage verharren. Unsre Fahrt wurde beständig, theils durch widrigen Wind, theils durch Windstillen unterbrochen; die heftige Bewegung des Schiffs machte die meisten Rekruten erkranken, und dadurch wurde die Luft unsers engen Behälters gleichsam verpestet.

Mein Temperament widerstund allen diesen Erschütterungen, und mein Muth verließ mich nicht. In den traurigsten Gedanken verloren, konnte ich dennoch zuweilen meine Augen an dem prächtigen Schauspiel der See weiden, und verweilte stundenlang auf dem Verdeck.

Eines Tags, als wir von einem heftigen Nordostwind herumgeworfen worden, suchte ich gegen Abend eine Ecke, wo ich die Nacht etwas ruhiger,

als bei meinen Kameraden zubringen konnte. Jeder hatte an diesem Tag volle Arbeit gehabt, und selbst die Malthefer, die vorher keinen Tau um Geld angegriffen hätten, arbeiteten jetzt am eifrigsten, und riefen alle Heiligen um Hülfe an. Die Gefahr war wirklich groß gewesen, denn die mittelländische See ist wegen der Nähe der Küsten stürmischer als der Ozean, und die Stürme sind gefährlicher, weil man sich ihnen nicht überlassen darf, sondern widerstehen muß.

Nachdem ich alle Winkel des Schiffs, wo ich hin durfte, untersucht hatte, entdeckte ich endlich eine Hangematte unten im Raum, dicht an unserm Behälter, welches nur durch einige Bretter davon abgesondert war. In der Voraussetzung, daß der Matros, dem es gehörte, beschäftigt wäre, legte ich mich hinein, und schlief bereits fest, als ich plözlich einige derbe Stöße empfieng, und im Erwachen das Wort Abor mehrmalen mit Hastigkeit aussprechen hörte. Ob ich schon kein Wort Dänisch verstand, so dienten die Stöße, die ich empfing, statt des Dollmetschers, und ich begrif wohl, daß man mich heraus haben wollte. Indem ich heraussprang, schlug ich mit dem Kopf gegen den Besan-Mast, so daß ich vor Schmerz beinah alle Besinnung verlor.

Ich fieng an zu fluchen, blieb eine Weile stehen, um mich zu besinnen, und wußte nicht wohin ich mich wenden sollte; rings um mich her stunden lauter Kasten und Kisten, die alle zu kurz waren, um mich darauf auszustrecken. Während ich sie noch mit den Händen maas, schlug eine Welle über das Schiff, und durch das eine Seitenloch, welches zu

verschliessen vergessen worden, stürzte eine solche Menge Wasser über mich her, daß ich keinen troknen Faden am Leibe behielt. Welcher Mensch hätte bei so viel Widerwärtigkeiten noch gelassen bleiben können? Ich fluchte aus allen Kräften, und wünschte das Schiff, die Matrosen, die Mannschaft und uns sämtlich zum Henker. Endlich kroch ich im Finstern weiter umher, und fand einen Ballen, auf dem ich mich, so gut es gieng, zusammen krümmte, und die übrige Nacht so zubrachte. Meine Kameraden, die mein Unglück mit angehört, lachten mich aus, mein Kopf war halb zerschlagen, ich war bis auf die Haut naß, man denke sich meinen Schlaf! Der Tag brach schon an, als ich noch mit meinen Glückwünschen für das Schiff und die Mannschaft beschäftigt war.

Auf Sturm folgt Sonnenschein, sagt das Sprichwort, und so war es hier. Der Himmel war heiter, die See ruhig, und alles versprach uns einen schönen Tag, aber keine schnelle Fahrt, denn kaum konnten wir sechs Meilen zurückiegen. Mit Anbruch des folgenden Tags entdeckten wir ein Seegel, welches auf uns zukam, und troz der Windstille sich bald auf einen Kanonenschuß näherte. Erst zog es Französische, dann Holländische, dann Spanische, endlich englische Flagge auf, und bestätigte die lezte durch einen blinden Kanonenschuß.

Unser Kapitain ließ die Dänische Flagge ausstecken. Der Kaper, (denn es war einer) erkundigte sich durch das Sprachrohr, aus welchem

Hafen wir ausgelaufen, wohin wir giengen, was wir geladen hätten, um nur sich zu überzeugen, ob es ein dänisches Schiff war oder nicht, befahl er unsern Kapitain an seinen Bord zu kommen. Sobald dies geschehen, spannte der Engländer seine Seegel wieder auf, und fuhr dicht an uns vorbei, so daß seine Mannschaft uns in gutem Französisch einen guten Morgen, und eine glückliche Reise wünschen konnte.

Es war ein Kutter von zwei und dreissig Kanonen, der allenfalls ein halbes Dutzend des Unsrigen über sich genommen hätte, denn wir hatten nicht eine Flinte an Bord. Wie sehr wünschte ich in diesem Augenblick auf einen französischen Schiff zu seyn! Man hätte uns gefangen genommen, ausgezogen, und nach Mahon gebracht, und wie vieler Widerwärtigkeiten wäre ich dadurch entgangen! Endlich den sieben und zwanzigsten Tag erblickten wir die Insel Malta und ihre Festungswerke, und liefen mit einem günstigen Wind, den ich nachher tausendfältig verwünscht, in den Hafen ein.

Es ist noch nicht Zeit, von der physischen und moralischen Beschaffenheit dieser Insel zu reden, weil wir wegen der Begegnung des englischen Kutters siebzehn Tage Kontumaz halten mußten. Ich will also unterdessen unsre Begebenheiten bis zur Aufnahme unter das Regiment fortsetzen; der Leser wird dadurch auf das folgende vorbereitet werden, und aus der Folge erkennen, daß diese Insel die Aufmerksamkeit jedes

denkenden Kopfs, vorzüglich aber die der europäischen Potentaten verdient.

Wir konnten mit einem Blick den Hafen und das ganze majestätische Amphitheater, das ihn einschließt, übersehen. Auf der einen Seite erhob sich ein Fort mitten aus einer Menge Festungswerke, auf der andern war der nackte Felsen, zu Mauren, Fenstern, Thoren, Bogengängen u. s. w. umgeschaffen; weiter hin wehten Flaggen und Wimpel von den Spizen der befestigten Felsen; gerade gegen über lag der geraumige Hafen, mit einer Menge Barken von ungewohnter Bauart, die von einer Stadt zur andern fortschwammen; rechts hinauf ein zwar niedriges, aber schön gebautes Haus; links abermals Bollwerke, Schießscharten, Kanonen u. s. w. Alles dies wurde durch das Vergnügen des Karnevals, in welchem wir eben waren, noch mehr erhöht, eine unzähliche Menge Menschen zogen zerstreut, und mit lautem Jubel unter einander her; kurz wir glaubten einen Augenblick, daß **Chatelards** und **Samsons** Schilderung von Malta wahr wäre, und daß wir uns eine frohe Zukunft versprechen könnten. Wie groß war unser Irrthum!

Unterdessen kamen eine Menge Barken um unser Schiff herum; unsre Ritter erwiederten die Bewillkommungen anderer Ritter, die Malteser wurden von ihren Freunden und Bekannten eingeholt, nur uns allein kannte niemand; . . . Ich gestehe, daß ich ihre Freude beneidete, ich erinnerte mich in diesem Augenblick an das väterliche

Haus, . . und konnte einige Thränen nicht zurückhalten.

Die Kongregation besorgt alle Theile der öffentlichen Verwaltung, Finanzen, Kriegs-Seewesen, Oekonomie und Polizei, alles steht unter ihn. Die Gesundheitsbarke wurde von einem Ritter geführt, der zugleich Kommissar des Seewesens war, und auf den Bericht, daß wir einem englischen Kutter begegnet, bat er unsre Ritter, ihm nach dem Kontumazhaus zu folgen, um sich dort wegen der Zeit zu bereden, die wir ausharren sollten. Die Ritter nahmen mich und Nergier mit, damit wir als Karporäle Bericht von den Rekruten abstatten, und den Kommissarien zugleich das Empfehlungsschreiben des Ritters Foresta überreichen könnten.

Am Schlagbaum gab uns der Kommenthur von Sankt Magdalenen für zween junge Leute aus, die er der Aufmerksamkeit und Gnade des Ordens empfehlen wollte; und nachdem unser Empfehlungsschreiben geräuchert und gelesen worden, versicherte man uns eines besondern Schutzes. Der Kommenthur erwähnte auch unsrer Kapitulation auf zwei Jahre, und man frug uns, welche Gründe uns bewogen, den Dienst auf Malta vorzuziehen? Ich erwiederte, Neugierde und Lust zum Reisen hätten, den größten Antheil an diesem Entschluß gehabt; die Untersuchung unsrer Kapitulation wurde bis nach der Kontumaz verschoben, unterdessen erhielten wir die Versicherung, daß man uns Gerechtigkeit widerfahren lassen würde. Hierauf mußten wir

wieder an Bord zurückkehren, und gegen Abend wurden wir mit einer Schaluppe nach dem Lazareth gebracht.

Der Aufwärter dieses Hauses war ein alter Malteser, der nur seine eigene Sprache wußte, und so hatten wir große Schwierigkeiten, uns nur die nothwendigsten Dinge zu verschaffen; wir standen bereits im Sold des Ordens, und doch mußten wir alles bezahlen, alles erkaufen, bis uns endlich unsre Nachbarschaft zu Hülfe kam.

Die französische Fregatte Serieuse hatte einen englischen Kaper in Grund gebohrt, und ohngefähr funfzig Mann gerettet. Diese sollten eben solang Kontumez halten als wir, und waren denselben Tag ins Lazareth gekommen. Ohnerachtet sie Gefangene, Engländer, und dem Orden fremd waren, fehlte es ihnen an nichts, uns hingegen an Allem.

Wahrscheinlich hatte der Kapitain der Serieuse so gut für sie gesorgt, denn der Franzos behandelt seinen unglücklichen Feind immer mit Güte und Schonung; aber auf Malta kennt man dies Verfahren nicht; der Orden verdammt seine Feinde entweder zum Tod, oder zur Sklaverei, und sein Stolz erlaubt ihm nicht einen mitleidigen Blick auf den Unglücklichen zu werfen. Seine Unterthanen sind in seinen Augen nichts als schlechte Kreaturen, bestimmt zu seinen Füssen zu kriechen, und sich nach allen seinen Launen und Befehlen zu bequemen.

Ich muß hier dem Einwurf begegnen, daß, da doch eine Menge Franzosen in dem Orden

sind, man eben diese Großmuth und das Mitleids=gefühl, wodurch sich diese Nation auszeichnet, auch hier finden mußte. Aber man muß hier die Nation von dem Einzelnen unterscheiden; jeder angesehene Mann in Frankreich wird immer suchen, die Achtung und Liebe seiner Landsleute zu verdienen, und selbst seiner Feinde Beifall zu erhalten; auf Malta hingegen ist diese Denkungsart sehr selten, und zwar deswegen, weil in Frankreich die ganze Nation, die Handlungen der einzelnen Glieder beobachtet, auf Malta hingegen ist keine Nation oder Volk vorhanden, dessen Beifall man erhalten könnte. Die Ritter machen allein den politischen Körper aus; jeder ist selbst ein Theil der höchsten Gewalt, kennt kein anderes Gesetz als seine Launen, und wie selten sind die Menschen, die dergleichen Vorrechte nicht misbrauchen? Dennoch giebt es Ausnahmen, deren ich noch in der Folge mit Vergnügen erwähnen werde.

Endlich erinnerte man sich unsrer und der Rekruten, und ließ uns gegen Abend einige Lebensmittel und Matrazen zukommen; die Zimmer für die Ritter hingegen, waren bereits vor ihrer Ankunft in Ordnung gebracht worden; und dies war billig.

Unter den englischen Gefangenen erkannte Nergier einen Mahoneser, welcher Konstabel eines Schiffs gewesen, und bei seinem ersten Aufenthalt zu Marseille mit ihm bekannt worden. Diese Bekanntschaft gab uns Gelegenheit, die Engländer oft zu besuchen, denn gewöhnlich mußte ich Nergier von ihnen abrufen, der sich nach und

nach gewöhnte, seinen Verdruß in Wein zu ersäufen, so daß ich die größte Mühe hatte ihn zurück zu bringen.

Die Provisionsbarke kam regelmäßig jeden Morgen bei uns an, und wir erhielten dadurch Mittel, uns die nöthigen Bedürfnisse ohne Mühe zu verschaffen. Hieraus entstunden bald Unordnungen, der Wein erhizte zuweilen die Köpfe, und einige Rekruten bekamen Streit untereinander. Meine Würde als Korporal wurde nicht geachtet, die Kerls schlugen sich, der Aufseher zeigte es dem Führer der Barke an, und den andern Tag erhielten wir einen Besuch von der Inspektion.

Der Neffe des Grosmeisters, Prinz Camillo von Rohan, bediente sich diesen Gegenstand, um uns zu sehen. Nachdem er uns vom Kopf bis zum Fuß mit den Augen gemessen, erkundigte sich bei mir wegen dem gestrigen Zank, und auf meine Aussage wurde ein Katalonier, der mit dem Messer nach seinem Kameraden gestoßen hatte, ins Gefängniß gebracht. Einer der Ritter, die um den Prinzen waren, ergrif die Gelegenheit uns anzudeuten, daß, wenn wir uns einfallen liessen Unruhen und Streit zu erregen, er uns in einem Hof einsperren, und zusammenschiessen lassen wollte.

Ich glaubte nicht, daß man bei einem religiösen Ritterorden für dergleichen Kleinigkeiten mit dem Tod bedroht würde, noch weniger erwartete ich, daß man die Schuldigen mit den Unschuldigen vermischen würde. Indessen will ich zur Ehre dieses Ritters, dessen Namen ich mich nicht mehr erin-

nere, glauben, daß er es nicht so hart gemeint, und uns blos bedrohen wollen.

Ich erwähnte gegen den Prinzen etwas von unsrer Kapitulation; seine Antwort fiel ohngefähr eben so aus, wie die des Kommenthurs von Sankt Magdalena, indessen setzte er doch hinzu, er wolle darüber mit dem Grosmeister sprechen, und nun schöpfte ich wieder einige Hofnung. Zwei Tage nachher schickte uns das Regiment einen andern Korporal, dem wir beide gerne unsre Stellen überliessen, von denen wir ohnehin beinah keinen Gebrauch gemacht hatten.

Sobald Nergier wieder hergestellt war, kam er beinah nicht von der Seite seines Mahonesers, entschlug sich aller Gedanken an unsre Lage, und wollte von nichts hören; auf mir lag also alles, der gute und schlimme Ausgang unsrers Schicksals war mir überlassen. Indessen wurde er doch etwas bedenklicher, als die Zeit heranrückte, wo wir vor der Kongregation erscheinen sollten; es wurde ihm bange vor der Zukunft, und er erkundigte sich nach meinem Vertheidigungsplan. Ich erklärte ihm denselben, er billigte alles, von nun an berathschlagten wir uns gemeinschaftlich, er faßte wieder Muth, und seine Melancholie verminderte sich etwas.

Endlich kam der Tag, wo man ohne Gefahr mit uns sprechen zu können glaubte. Nachdem wir sieben und zwanzig Tage zur See, und siebzehn Tage in der Kontumaz gewesen, so läßt sich leicht errathen, mit welcher Freude wir in die Stadt herunter giengen. Bei mir hielt jedoch

die Furcht vor der Zukunft dieser Freude das Gleichgewicht.

Man sezte uns an dem Thor Marsa-Muscinte ans Land. Ich bemerkte hier nicht jenes Gewicht von Einwohnern, welches ich den Tag unsers Einlaufens in den Hafen bewundert hatte; eine tiefe Stille herrschte rings umher, und als wir in die Stadt hinein kamen, warf ich meine erstaunten Blicke hin und her, und erblickte beinah niemand, als die Soldaten auf ihren Posten.

Wir wurden längs den Wällen, dem Fort Manoel gegenüber geführt, überall herrschte dieselbe Stille, dieselbe Einöde; endlich etwas weiter über die Batterie von Sankt Sebastian hinauf, brachte man uns in den Vorsaal eines ziemlich geräumigen Gebäudes. Hier legten wir unsre Paquete ab, giengen ins erste Stockwerk hinauf, und traten in einem Saal, wo man uns erst in Reihen stellte, mich und Nergier oben an, und nun wurde der Oberste angemeldet.

Uns beiden schlug das Herz als er erschien, es war ein kleiner Mann, dessen Blicke so wild und finster, als seine Rede hastig war. Der Marquis von Freslon, (so hieß er,) durchlief die Reihen, kam dann zu uns, wendete sich an mich, und frug wer ich wäre? und was ich zu Marseille zu thun gehabt?

Ich erwiederte ihm, indem ich auf Nergier zeigte, daß wir die beiden jungen Leute wären, welche von dem Ritter Foresta an die Kongregation empfohlen worden. Er würde ge-

wiß von unsrer Kapitulation unterrichtet seyn, und wir hoften, daß er uns über die Besorgnisse beruhigen würde, die uns die Ritter auf dem Schiff erregt hätten. „Sie sind unser Oberster, fuhr ich fort, wir betrachten Sie als unsern Vater, und bitten um Ihren gütigen Schuz.“ Schlüßlich bat ich, daß man uns nicht trennen, sondern bei derselben Kompagnie lassen mögte. Diese Antwort schien ihm nicht zu misfallen, er versprach uns in seine eigene Kompagnie aufzunehmen, und verschob die Untersuchung unsrer Kapitulation bis zur Kongregation.

Dieser Marquis **Freslon** besaß die Gunst des Grosmeisters in so hohem Grad, daß er alles thun durfte was er nur wollte; alles würde gut geheissen, er hatte die Aufsicht über Alles, mischte sich in Alles, und fand nirgends Anstoß, so daß unser Schicksal blos allein von seinem Willen abhieng.

Nachdem er dem übrigen Rekruten dieselben Fragen vorgelegt, und ihre Antworten erhalten hatte, mußten wir vor der Kongregation erscheinen.

Unterwegs besah ich die Häuser, die Strassen, horchte, sah und hörte aber niemand, mit jedem Schritt wuchs mein Erstaunen, bis wir endlich auf dem Plaz ankamen. Hier erblickte ich einige schlecht gekleidete Menschen, und einige Soldaten, die aus Neugierde uns in den Weg traten, und unter den lezten erkannte ich einem jungen Menschen aus meinem Land. Wir staunten beide einander hier zu sehen, aber wir tra-

ten eben in die Kongregation, und konnten einander noch nicht sprechen.

Eine Menge Ritter waren hier versammelt uns zu erwarten. Der Ritter Ligandez saß als Proveditor, oder Kriegskommissar, an dem Ende einer langen grün bedeckten Tafel, und hielt das Paquet unsrer Kapitulationen in der Hand. Er las jede Kapitulation laut vor, und so wie die Reihe an den benannten Rekruten kam, wurden dem Fourier der Kompagnie zu der er kommen sollte, fünf und zwanzig Livres ausgezahlt, worauf der Rekrute sogleich nach seiner Kaserne abgeführt wurde.

Warum soviele Ritter bei dieser sehr einfachen Ceremonie zugegen waren, konnte ich mir anfangs nicht erklären. Nachher aber fiel mir ein, daß, da unser Empfehlungsschreiben geräuchert werden müssen, das Paquet mit den Kapitulationen, wahrscheinlich dasselbe Schicksal gehabt, und daß also die Kongregation bereits von unsrer Kapitulation unterrichtet war. Da wir nun behaupteten, nur auf zwei Jahre angeworben zu seyn, so waren die Ritter vielleicht neugierig zu erfahren, wie sich dies verhielt, und wie wir uns vertheidigen würden, dies waren meine Vermuthungen, und ich glaube nicht geirrt zu haben.

Es dauerte lang bis die Reihe an Nergier, Taumaré und mich kam, wahrscheinlich war dies mit Fleiß so eingerichtet, um sich desto bequemer gegen einander erklären zu können.

Unser Oberster erschien, als der größte Theil der Rekruten bereits fort war, nur wir drei

standen noch da, und erwarteten unser Schicksal. Jetzt nahm der Ritter Ligondez unsre drei Kapitulationen, las unsre Namen, und das Uebrige her, und schloß mit den fürchterlichen Worten: Angeworben auf acht Jahre.

Unmöglich kann man sich einen Begrif von unsrer Lage machen; Nergier und Taumare wollten rasend werden, ich blieb ganz gelassen, nicht eben aus Stärke der Seele, sondern weil ich diese Treulosigkeit voraus gesehen hatte, und nichts besseres erwartete.

Der Oberste behandelte Nergiers und Taumare's Betragen, als eine Kindische und vielleicht boshafte Aufführung. Bei dem Wort boshaft faßte ich den Marquis Freslon scharf in die Augen, und wäre gewiß für meinen drohenden Blik bestraft worden, wenn man ihn bemerkt hätte. Zum Glück unterbrach uns der Ritter Ligondez mit der Frage, was wir vorzubringen hätten? Nergier, der sich weniger zurückhalten konnte als ich, fieng an, die ärgsten Verwünschungen gegen Samson auszustossen, und beschuldigte ihn der Betrügerei. Der Marquis Freslon bedrohte ihn mit dem Gefängniß, ein anderer noch edlerer Ritter rieth, man sollte ihn auf die Galeeren schicken.

Die Gemüther wurden nun erhitzt, und ich nahm das Wort: „Meine Herren, sagte ich, nichts ist leichter, als Sie wegen unsern Kapitulationen aufzuklären. Verzeihen Sie meinen Kameraden ihre Klagen, sie sind sehr natürlich; und lassen Sie uns zur Sache selbst kommen. Wenn ich behaupte, daß diese Kapitulationen falsch sind,

so können Sie mich auf der Stelle der Lüge beschuldigen, und sich von der Wahrheit überzeugen, wenn Sie uns nur unsre Namen wollen schreiben lassen. Es ist ein Unglück für uns, daß wir hintergangen worden, und für Sie, daß der Ritter Foresta sich in der Wahl des Samson geirrt hat. Dieser leztere Mensch entehrt Ihre Dienste, und wirft ein falsches Licht auf Ihre Billigkeit. Hat sich Herr von Foresta geirrt, so werden Sie gewiß die Folgen dieses Irrthums verbessern. Ich habe die Ehre Sie zu versichern, daß unsre wahre Kapitulation nur auf zwei Jahre lautet, und daß wir nur fünf und zwanzig Livres erhalten haben.

„Wer seyd ihr? unterbrach mich einer der Kommissare, — für jezt Soldat im Dienst von Malta, erwiederte ich, vormals habe ich bei einem Advokaten gestanden. — Ha! ha! fieng er an, wir haben es also mit Rabulisten zu thun! Aber wiße, daß wir so gut eure Richter als eure Kläger sind. Glaubt mir, ihr seyd hier nicht in Frankreich, nehmt eure fünf und zwanzig Livres an, und entschließt euch eure Pflichten als Soldaten zu beobachten, denn wir werden über euch wachen. — Ja, . . . sagte der Obriste, es sind Betrüger, man muß sie Gehorsam lehren, wir haben Gefängnisse, Ketten, Galeeren . . . und so spazierte er mit starken Schritten die Länge und Breite umher, und stampfte zuweilen mit dem Stok auf die Erde."

Ich faßte Muth, und sprach weiter. „Als Nergier und ich beschlossen Dienste zu nehmen, so bewog uns nichts weiter, als Begierde zum Reisen, die Insel Malta vorzuziehen, weil wir dadurch die

See zu sehen bekamen, und man uns mit der kurzem Kapitulation von zwei Jahren schmeichelte. In Frankreich hätten wir die See nicht zu sehen bekommen, und acht Jahre Dienste nehmen müssen. Ist es wohl wahrscheinlich, daß wir freiwillig unsre Freiheit auf acht Jahre verkauft haben würden, blos um eine Insel zu sehen? Trauen Sie uns aber nicht, meine Herren, so bitte ich, werfen Sie die Augen auf die Kapitulution des Rekruten R**, und sein Gesundheitscertifikat, dann lassen Sie denjenigen kommen, der so eben unter diesem Namen erschienen ist, fragen Sie ihn nach seinem wahren Namen, untersuchen Sie ihn nach der Beschreibung des Certifikats, und Sie werden sehen, daß nicht die kleinste Aehnlichkeit statt findet." —

Nun erzählte ich ihnen die Geschichte von dem Vetter des Pfarrers, und setzte hinzu. „Der einzige Vorwurf, den man uns machen kann ist, daß wir gegen den Ritter Foresta nichts wegen unserer Kapitulation erwähnten. Dies war eine Folge unsers blinden Vertrauens auf Samson, der uns im Namen des Ritters unsre zweijährige Kapitulation versicherte; und dann hätten wir dem letzten zu misfallen geglaubt, wenn wir ihn frugen, ob das wahr wäre, was er gesagt hatte. Uebrigens beweißt sein Empfehlungsschreiben, daß er uns seiner Aufmerksamkeit nicht unwürdig fand, und wir schätzen uns glücklich, großmüthige Ritter, deren Billigkeit ganz Europa rühmt, zu unsern Richtern zu haben." —

Die-

Diese Rede machte Eindruck auf den Ritter Ligandez: „Wir wollen uns nicht übereilen, sagte er zu dem andern, die Gründe, die dieser junge Mensch anführt, verdienen nähere Erwägung; wir haben Zeit, die Sache näher zu untersuchen, und wollen nach Marseille schreiben. — Thun Sie was Sie wollen, erwiederte der Oberste; ich muß jetzt nach Hof, und werde wegen dieser Geschichte mit dem Grosmeister reden.“ —

Nergier, der durch seine Entfernung frischen Muth geschöpft, bat den Herrn Ligandez, um die Erlaubniß seinem Brief an den Ritter Foresta, einen von uns beischliessen zu dürfen, worinn wir ihn bitten wollten, uns in dieser kritischen Lage nicht zu verlassen. „Sehr gerne, erwiederte der Ritter, kommt diesen Abend um zwei Uhr, aber kommt beide allein;“ er wies auf mich und Nergier, und wir sahen daraus, daß ihm Taumare nicht gefallen hatte, und uns durch seine Gesellschaft Schaden that.

Der Fourier, der funfzig Livres mitzunehmen hoffte, erhielt nichts, und begleitete uns nach der Kaserne, ohne ein Wort zu reden, weil er sich gegen meine Soldaten nicht so weit herablassen konnte. Der junge Mensch, der mich an der Thüre der Kongregation erwartete, begleitete mich, und bedauerte unterwegs sein Schicksal und das meinige, weil das Regiment eine wahre Galeere sey; ich war ohnehin schon geneigt dies zu glauben. Als wir in der Kaserne unterhalb des Forts Sankt Elmo ankamen, bis uns der Fourier unsre Felleisen

in die Magazine der Kompagnie niederlegen, und da wir weiter keine Rechnung mit einander abzuthun hatten, gieng er wieder fort. Taumaré wurde unter eine andere Kompagnie gesteckt.

Von dem Marquis Freslon, unserm Obersten, hatten wir uns wahrscheinlich nicht viel Gutes zu versprechen, verschiedene Ritter waren uns schon abgeneigt, nur der einzige Ritter Ligondez schien uns etwas günstig, den übrigen Kommissarien waren wir gleichgültig. In dieser Lage sann ich darauf, uns einen andern mächtigen Beschützer zu erwerben, und dieser war Herr von Caumont, französischer Gesandter zu Malta. Er war gleichfalls Malteserritter, allein wir betrachteten in ihm blos den Mann, den der König von Frankreich nach Malta gesandt hatte, um seine daselbst gedrückten Unterthanen zu beschützen. Wir irrten uns nicht in dieser Meinung, und giengen beide zu ihm hin.

Herr von Caumont empfing uns sehr gut, hörte uns aufmerksam an, und versprach sich für uns zu verwenden. Nachdem ich ihm unsre Geschichte erzählt, setzte ich hinzu, daß, da unsre Kapitulationen offenbar falsch wären, und die ächten nicht zum Vorschein kamen, so wären wir nicht verbunden dem Orden zu dienen, die erhaltenen fünf und zwanzig Livres könnten als eine Entschädigung betrachtet werden, und wir wären berechtigt zu fordern, daß man uns nach Frankreich zurück sendete.

Er lächelte über diese Aeusserung, versicherte uns aufs neue seines Schuzes, und versprach sich

hierüber mit dem Marquis von Freslon bei dem Grosmeister zu besprechen.

Wir giengen wieder nach Haus, und sezten unsern Brief an den Ritter Foresta auf, und als wir damit fertig waren, giengen wir um zwei Uhr damit zu dem Ritter Ligondez. Er las ihn ganz durch, und frug nachher, wer denn dieser Taumare wäre, von dem wir soviel erwähnten. Wir erzählten ihm die ganze Geschichte, wie sich dieser Mensch uns aufgedrungen, worauf der Ritter uns zur Ruhe und gutem Betragen ermahnte, und versprach, daß er uns nicht vergessen wollte.

Ziemlich beruhigt kehrten wir jetzt nach unserm Quartier zurück, als wir unserm Fourier Pannagi begegneten, der uns eben suchte. Es war ein niedriger kriechender Neapolitaner, der sich vor allem fürchtete, stets nur durch alle mögliche Mittel nach der Gunst seiner Obern haschte, und tückisch wie alle Fourier, jedoch weniger hart, und weniger verdorben als manche andere, war. Er wollte uns dem Ritter Dubourg, zweitem Kapitain der Kompagnie, vorstellen.

Wir folgten ihm nach dem Gasthof von Provence, und warteten wohl drei viertel Stunden, indem wir im Vorhaus auf und ab spazierten. Endlich erschien Dubourg, Pannagi, redete ihn italiänisch an, worauf der Ritter uns einen Seitenblick zuwarf, uns mit den Augen maas, und das Gesicht verächtlich wieder wegwandte. Beide setzten ihr Gespräch fort, indem

sie die Strasse lang hingiengen, und wir folgten demüthig mit den Hüten in der Hand hinter drein. Als wir auf dem Ritterplatz ankamen, blieb Pannagi stehen, winkte uns herbei zu kommen, und Duboury fieng in dem kränkendsten Ton an.

„Was will man da mit zweijähriger Kapitulation? . . So etwas läßt sich nicht denken . . . Ihr seht mir eben nicht von großem Werth aus, geht, folgt meinem Rath, und macht nicht viel Wesens, es könnte Euch sonst gereuen. Und was wollt ihr dann nach zwei Jahren anfangen? Wohin? zu euren elenden Eltern, um ihre Armuth zu theilen?“ —

Hier konnte sich Nergier nicht mehr zurückhalten, und sagte ihm ins Gesicht, unsre Eltern wären nicht so verächtlich als er dächte, und vielleicht Vermögender als seine eigenen. Man stelle sich die Wuth eines Ritters vor, dessen Stolz auf diese Art gedemüthigt wird! er wurde roth und blaß, warf uns einen drohenden Blick zu, zerbiß sich die Lippen, und sagte zu Pannagi; „Bei dem ersten Fehler, den diese Kerls begehen, wirft sie in Fesseln, ich will sie auf den Galeeren verfaulen lassen.“ — Nach diesen tröstlichen Worten eilte er fort.

Dies war unstreitig die größte Unbesonnenheit, die Nergier in unsrer Lage nur begehen konnte, aber das Uebel war geschehen, und Pannagi, der einige Achtung für uns hatte, stellte ihm vor, daß er sich selbst nicht allein der größten Gefahr aussetzte, sondern auch mich mit in

sein Unglück verwickelte; er kännte Dubourn, als einen boshaften rachsüchtigen Mann. Unterdessen gerieth dieser Ritter selbst in Verlegenheit.

Alle Ritter wußten von unsrer Geschichte, der Oberste hatte mit dem Grosmeister davon gesprochen, Herr von Caumont trug ihm die Sache nochmals vor, unser Brief an den Ritter Foresta war in allen Händen, man hatte unsre Handschrift mit derjenigen, der falschen Kapitulation verglichen, und jedermann war geneigt, uns für Betrogene zu halten. Der Grosmeister erklärte sich endlich dahin, daß er geneigt sey uns nach Frankreich zurückzuschicken.

Alle Ritter kamen eben aus dem Pallast heraus, als Dubourn ihnen begegnete; ohne Nergiers Unbesonnenheit konnten wir nun abreisen, aber Dubourn behauptete jetzt dreist die Falschheit unsrer Kapitulation sey noch nicht gehörig erwiesen, und man wagte nichts, uns solang dienen zu lassen, bis die Antwort des Ritters Foresta angekommen wäre.

Eben jetzt kamen wir auf dem Platz an, um vielleicht Herr von Caumont, oder unsern Obersten zu sprechen, und sahen noch die Ritter Truppenweis hin und wieder stehen, und sich über unsere Geschichte unterhalten. Wir blieben eine Weile stehen, giengen dann einige Schritte vorwärts, und wurden endlich ganz herbei gerufen. Eben war beschlossen worden, daß wir solange Dienste thun sollten, bis der Orden durch die Antwort des Ritters Foresta in Stand gesetzt würde, einen Entschluß zu fassen. Herr von Ligondez gab uns abermals Beweise

seiner guten Meinung, und Herr von Caumont versicherte uns, daß er immer bereit seyn würde uns zu schützen; endlich trat sogar, der am Morgen so auffahrende Marquis Freslon hervor, und versicherte uns, daß er uns mit aller Schonung, deren wir uns durch unser gutes Betragen würdig machen könnten, begegnen würde. Er setzte hinzu, wir sollten ihn, sobald wir die Uniform hätten, mit unsern Fourier besuchen.

Während, daß wir so von allen Seiten Beweise der Theilnehmung an unserm Schicksal erhielten, suchte ich Dubourys Gedanken in seinen Zügen zu lesen, er schien sich zu freuen, daß er uns zwang auf Malta zu bleiben, aber andererseits mußte es ihn tief kränken, daß wir mächtigere Beschützer gefunden, als er war, und sah wohl ein, daß er uns nicht würde auf den Galeeren verfaulen lassen dürfen.

Jetzt waren wir so ziemlich beruhigt, und spazierten den Ueberrest des Tages in der Stadt herum; alles war uns so neu, und sonderbar, daß wir ohne große Heiterkeit des Gemüths, dennoch jedem Augenblick Stoff zum Lachen fanden. Ich versprach unsre Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche der Malteser auf die Folge, vorjetzt müssen wir erst Soldaten werden.

Zur bestimmten Zeit stellten wir uns in der Kaserne ein. Pannagi gab jedem von uns eine Matraze, etwa anderthalb bis zwei Schuh breit, und zwei bis drei Zoll dick, ferner zween Betttücher und eine Art Kopfküssen. Alles dies breiteten wir auf eine achtzehn Zoll hohe Pritsche von Brettern,

und so war unser Nachtlager fertig, und wir lagen nun mit zwanzig bis dreissig Soldaten, unter einem Dach, und auf einerlei Art Betten. Man fragt vielleicht, warum denn jeder Soldat sein besonderes Lager für sich allein hatte? hierauf erwiedere ich weiter nichts, als daß diese Einrichtung bei den Italiänern und Maltesern nothwendig ist. —

Ich konnte kein Auge schliessen. Alles was den Tag über vorgefallen war, schwebte mir vor der Seele, ich fand, daß wir uns ziemlich gut gehalten hatten, und versprach mir von den Bemühungen des Herrn von Caumont den besten Erfolg. So sah ich eine Weile alles von der besten Seite, als ich aber überlegte, was auf die Antwort des Ritters Foresta erfolgen würde, verfinsterte sich der Horizont merklich. Die Kongregation hatte die Beweise von der Falschheit unsrer Kapitulation in Händen, und fand doch noch für nöthig, an den Ritter Foresta zu schreiben. Dieser Ritter kannte uns gar nicht, wußte nichts von unsrer Geschichte, und würde nothwendig Chatelard und Samson um Rath fragen müßen. Und was konnten wir von diesen beiden anders erwarten, als daß sie alles leugnen, uns anschwärzen, und der Lüge beschuldigen würden? Und wenn die Antwort des Ritters nicht vortheilhaft für uns ausfiele, was würde dann aus uns werden? Ueberhaupt fand ich die Vorsicht des Ordens nochmals an diesen Ritter, der uns gar nicht kannte, zu schreiben, höchst überflüssig.

Von diesem Gedanken beunruhigt stund ich endlich auf; Nergier gestund mir, daß er sich

gleichfalls die ganze Nacht damit beschäftigt habe, und da er ohnehin schwach, und zur Schwermuth geneigt war, mußte ich ihn durch Gründe und Zureden zu beruhigen suchen, die mir selbst keine Genüge thaten. Auch wirkten sie bei ihm nichts, von diesem Augenblicke an wurde er immer tiefsinniger, verlor alle seine Munterkeit, mied allen Umgang; und entsagte der Hofnung, daß wir uns je retten würden.

Den folgenden Morgen gab uns Pannagi die Uniform des Regiments, und gieng mit uns zum Obersten Fresion, der uns mit folgender Anrede empfing. „Ihr seyd ein paar Unbesonnene, und ich will euch für euren Leichtsinn bestrafen, nicht wahr, ihr fangt schon an die Folgen davon zu empfinden? Ihr wart euren Eltern ungehorsam, habt ihnen Verdruß gemacht, nun ich will ihre Stelle einnehmen, und euer Vater seyn. Habt ihr in der Folge etwas nöthig, so kommt zu mir, ich werde euch anhören . . . Lebt wohl. — Hierauf war nichts zu erwarten, und wir giengen beschämt weg.

Mir fielen, wie aus den Wolken, diese Sprache aus dem Mund eines Mannes seines Charakters zu hören. Nach und nach lernten wir ihn näher kennen; er tyrannisirte das Regiment im eigentlichsten Verstand, bestrafte die kleinsten Fehler mit unerbittlicher Strenge, während er große Vergehungen leicht übersah; alle Augenblick gab er neue Befehle, und widerrief sie eben so schnell, heute ließ er eine weise Verordnung bekannt machen, den andern Tag wurde sie durch eine Thörichte aufge-

hoben; seine Unterofficiere wählte er unter den schlechtesten Klassen Menschen, und überließ dadurch die Guten der Willkühr der Böswichter.

Der Soldat wurde unaufhörlich gequält, und was der Fourier sagte, das galt ohne Widerspruch. Ueberdies dehnte er seine Herrschaft über Gegenstände aus, die ihm nicht unterworfen waren, visitirte die Hauptwachen, sprach mit den Schildwachen, gab ihnen sonderbare Parolen, drohte ihnen, bestrafte sie, so daß der arme Soldat, wenn er einen Fehler begieng, immer doppelte Strafe erhielt. Alles dies waren Eingriffe in die Rechte des Staabs der Stadt.

Nicht weniger despotisch bezeigte er sich gegen die Bürger, er hatte das Herz des Grosmeisters, seine Einfälle waren lauter Gesetze, er war dabey mistrauisch, rachgierig, heftig, hart, unmenschlich, stolz, eifersüchtig auf die Gunst des Herrn, und immer in Streit mit andern, dann diese, die ihn fürchteten und verabscheuten, schonten ihn nicht, sobald sich die kleinste Gelegenheit zeigte ihn zu demüthigen.

War seine Eigenliebe einmal beleidigt, so unterließ er alles, zog sich von allem Geschäften zurück, und verließ sich darauf, daß man ihn nicht entbehren könne. Dann rief ihn die Unthätigkeit und Unfähigkeit des Grosmeisters bald wieder zu seinen Stellen zurück, und seine Gewalt stieg höher als vorher. Zuweilen nahm er den Schein der Billigkeit an, wer aber Recht bei ihm erhielt, mußte es als eine Gnade betrachten. Sein mit tausend Projekten angefüllter Kopf, brachte täglich

neue Vorschläge auf die Bahn, die gewöhnlich in der Ausführung mislungen. An seinen Bewegungen, und Gebehrden erkannte man einen Mann, dessen Kopf in beständiger Gährung ist; mit niedergesenkten Haupt lief er hin und her, hielt den ersten besten der vorüber gieng auf, fragte ihn tausend Dinge, erwartete keine Antwort, drohte oder schmeichelte ihm, je nach dem guten oder schlimmen Moment; kurz, sein Ehrgeiz kannte keine Ruhe, und seine Eigenliebe schmeichelte ihm, daß er zu allem fähig sey. Diese Schilderung wird durch Beispiele bestätigt werden.

Wir mußten also unsern günstigen Empfang um so höher anrechnen, je seltener dergleichen Augenblicke bei dem Marquis waren. Pannagi, der es mit angehört hatte, fand hierin nichts als große Verlegenheit für seine Person. Begünstigte er Dübourys Rache, und mishandelte uns, die wir von dem Obristen und der Kongregation beschüzt waren, so lief er Gefahr seine Stelle zu verlieren, wenn wir gegen ihn klagten. Endlich hielt er es fürs Klügste unsre Beschützer zu schonen, und nun auch Dübourry nicht zu beleidigen, vermied er durchaus von uns zu sprechen. Uebrigens ließ er uns thun was wir wollten, und schien uns mit den übrigen zu vergessen.

Da wir nun einigermaßen wegen unsern Besorgnissen beruhigt waren, so überließ ich Nergier seinen Launen, und bemühte mich Kenntnisse von demjenigen zu sammeln, was mit und um uns vergieng.

Ich mag den Leser nicht länger mit unsrer eigenen Geschichte unterhalten, und komme nun zur Geschichte der Errichtung unsers Regiments, und zur militärischen Verfassung eines Ordens, der von der Christenheit bezahlt wird, um ihre Flaggen gegen die Angriffe der Korsaren der Barbarei zu beschützen.

Ich will die Ritter von Malta nicht beschämen, indem ich eine Vergleichung zwischen ihrer jezigen Verfassung, und ihrem jezigen Betragen mit dem ihrer Vorfahren zur Zeit eines d'Aubusson l'Isle Adam, Lavalette, und anderer Helden anstelle, welche dem Sultan auf seinem Thron zittern machten, und durch ihren Muth und Klugheit, die Bewunderung der ganzen Welt auf sich zogen. Eben so übergehe ich die Untersuchung der alten und jezigen Finanzwirthschaft des Ordens, wie auch die Frage, warum bei denselben Mitteln, die Seemacht bei weitem nicht mehr so beträchtlich ist, wie sonst. Ich schränke mich blos darauf ein zu erzählen, wie die Sachen jezo beschaffen sind, und was ich gesehen habe.

Es ist bekannt, mit welchem Eifer der Grosmeister Johann von Lavalette, nachdem er eine fürchterliche Belagerung ausgehalten, und die Türken zum Rückzug genöthigt, an der Erbauung einer neuen Stadt auf dem Berg Senberras arbeitete; und wie sehr er darauf sah, daß die von der türkischen Artillerie ruinirten Forts wieder hergestellt wurden. Es ist ferner bekannt, daß der Kommenthur Lavontaine, der diesen Arbeiten vor

stand, sich bei Befestigung der Stadt Lavalette einen neuen Ruhm erwarb.

Diese Festungswerke sind noch jetzt vorhanden, und seitdem so sehr erweitert worden, daß zu ihrer Vertheidigung wenigstens vierzig tausend Mann erfordert werden. Die Stadt selbst ist ein wahres Fort; der große Hafen und der vor Marsa Musciete umgeben sie von zwei Seiten, und machen beinah eine Insel daraus; auf der Landseite ist sie mit Festungswerken von weitem Umfang versehen, da sieht man nichts als tiefe und breite Graben, Bastionen, Redouten, Ravelins, Kontrescarpen u. s. w. von der Porta reale an bis zu dem Bombenthor ist alles minirt, und diese Werke sind so verwikelt, daß man sich gleichsam wie in einem Labyrinth darin verliert.

Zween ungeheure Thürme in den Ringmauren der Stadt, wovon der eine der Sieges= der andere der Ritterthurm heißt, vertheidigen und beschützen alle diese Werke, und von der See an erheben sich stufenweis eine Menge Batterien bis zu einer ansehnlichen Höhe; auf dem Fort Sankt Angelo allein, sieht man deren sieben über einander.

Die Stadt Valette selbst wird von vier Forts vertheidigt, welche von der Seeseite den Zugang beinah unmöglich machen. Das erste und wichtigste darunter ist das Fort Sankt Elmo, welches zugleich den Eingang des großen Hafens, und der von Marsa musciete vertheidigt; und sollte der Feind ja glücklich in leztern entwischen, so würde er von dem Fort Manoel aus, welches neuerdings von Ma=

noel de Villhema erbaut worden, in Grund geschossen werden. Das dritte Fort ist dasjenige von Sant Angelo, aus welchem der Schuß geschah, der den berühmten türkischen Admiral Dragut tödete, und welches der vereinigten Kraft der ganzen Ottomannischen Macht widerstand. Dies Fort ruht auf einem Felsen, bestreicht den Eingang des Hafens ganz, so wie noch zween kleinere Hafen auf der Seite. Der erstere ist derjenige der Engländer, in dem zweiten liegen die Galeeren des Ordens, und im Hintergrund liegt das Dorf, welches gewöhnlich nur das siegreiche genannt wird. Das Fort Sant Angelo bestreicht noch ein viertes Ricazoli genannt, welches auf der zweiten Landspitze liegt, die der Eingang des Hafens bildet. Dies letztere Fort ist das unbedeutendste unter den drei übrigen, und erhält seine Stärke nur durch die Nähe von Sant Angelo. Noch ein fünftes Fort ist in der sogenannten Insel versteckt, obgleich diese Erdzunge nicht ganz von dem Wasser des grossen, und des französischen Hafens umgeben wird. Dies Fort vertheidigt den Zugang zum Dorf, und zur Insel von der Landseite.

Alle diese Forts, Mauren, Graben, und dergleichen sind größtentheils in den Felsen eingehauen, so daß es unsägliche Mühe erfordern würde sie zu zerstören. Die Insel Malta wird ferner von Thürmen beschüzt, die an der Küste in gewissen Entfernungen von einander stehen, je nachdem das Ufer, das sie bestreichen zur Landung bequem ist. Im Mittelpunkt der Insel,

auf einem Hügel liegt die sogenannte Notable Stadt, welche weniger befestigt, als la Valette, dennoch aber eine Belagerung aushalten kann. Ihre Lage verschaft die Bequemlichkeit, daß man von da aus die Küsten übersehen, und die Stadt la Valette durch Signale von allem was vorfällt benachrichtigen kann.

So haben Natur und Kunst miteinander gewetteifert, dem Orden einen unüberwindlichen Siz zu bereiten, aber beide reichen nicht hin, da wo es an Armen und Muth gebricht.

Die Seemacht des Ordens bestund im Jahr 1780 aus vier Galeeren, einer Fregatte, und vier Schiffen von funfzig Kanonen; noch in demselben Jahr wurden drey dieser Schiffe an den König von Neapel verkauft, und an deren Stelle kam eine Fregatte und eine Galeere, ob diese Seemacht seitdem vermehrt worden, ist mir nicht bewußt.

Diese Schwäche macht einen seltsamen Kontrast mit den starken Befestungen der Insel, und widerlegt beinah den vorgeblichen ewigen Krieg, der beständig zwischen dem Orden und der Ottomanischen Pforte herrschen soll. Wenn man aber überlegt, daß dieser ewige Krieg blos noch in dem Schwur der Aufzunehmenden enthalten; wenn man erfährt, daß die Galeeren so aufs Kreuzen auslaufen, anstatt sich nach der Levante oder gegen Tunis und Algier zu wenden, nicht einmal die Transportschiffe von Sicilien nach Malta hinüberzgeleiten. Wenn man erfährt, daß diese Karavanne weiter nichts als Spazierfahrten aus einem

italiänischen oder sicilianischen Hafen in den andern sind, wo die Ritter die Zeit ihrer Karavanne, bei Schmäusen, Festen, und Schauspielen zubringen; wenn man ferner weis, daß die italiänischen Damen den Galeeren des Ordens mit Ungeduld entgegen sehen, und verzweifeln wollen, wenn sie sich wieder entfernen, daß endlich diese Galeeren in die Maltesischen Häfen zurückkehren, ohne einem Kanonenschuß, als den ihrer Ankunft und Abfahrt, gethan zu haben, wenn man alles dieses weis und überlegt, so wird man von selbst zugeben, daß eine größere Seemacht dem Orden unnüz seyn würde.

Indessen bleibt dieser von allen Mächten der Christenheit, zur Ausrottung der Seeräuber auf dem mittelländischen Meer, besoldete Orden stets ruhiger und müssiger Zuschauer ihrer Räubereien. Ja, die heutigen Ritter halten es sogar unter ihrer Würde, sich mit elenden Korsaren herumzuschlagen, und überlassen dieses **Handwerk** den Maltesischen Einwohnern. Ich bediene mich des Ausdrucks **Handwerk**, weil es wirklich nichts anders ist.

Der Orden, der vermöge seines Grundgesetzes in beständigem Krieg gegen die Türken verharren soll, glaubt die Furcht, und die Entbehrlichkeit der Karavanenritter dadurch zu beschönigen, indem er den Maltesern erlaubt, Kaperschiffe gegen die Korsaren auszurüsten. Diese laufen also aufs Kreuzen aus, müssen aber vorher eine Vollmacht dazu von dem Grosmeister erhalten, und diese wird nicht umsonst ertheilt; vielmehr ist

sie ein beträchtlicher Theil seiner Einkünfte, und kann nicht mit kleinen Summen erhalten werden.

Mann kann leicht errathen, auf welche Art sich der Kaper wieder entschädigt. Er nimmt höchstens für vierzehn Tage Lebensmittel ein, läuft zur Nachtzeit aus, und landet an der ersten besten feindlichen oder freundlichen Küste, plündert, raubt, schleppt fort was fortzubringen ist, verbrennt das übrige, und eilt wieder nach Haus. Ist es eine feindliche Küste an der er landet, so wirft er die Männer, Weiber und Kinder in Fesseln, schleppt sie nach Malta, und verkauft sie daselbst als Sklaven. Begegnet er einem unbewafneten Fahrzeug so greift er es an, macht die Mannschaft nieder, plündert, bohrt am Ende das Schiff in Grund, und kehrt nach Malta zurück, um die Beute mit dem Grosmeister zu theilen. Dies ist der Krieg, den der Orden führt; so beschützt er den Handel der Seemächte die ihn besolden.

Man hat oben gesehen, wie sehr die Insel Malta, besonders aber die Stadt la Valette befestigt ist, und welche furchtbare Artillerie, und große Menschenzahl zu ihrer Vertheidigung erfordert wird.

Unter dem Grosmeister Emanuel Pinto, dem Vorgänger Emanuels von Rohan, der jetzt an der Spitze des Ordens steht, war die Artillerie in den elendesten Zustand. Pinto verband mit dem zügellosesten Leben, eine gänzliche

Un-

Unthätigkeit, und Unerfahrenheit in allen Dingen, und diese Fehler des Oberhaupts mußten nothwendig Einfluß auf das Ganze haben. Die ganze Regierung dieses wollüstigen Portugiesen war eine zusammenhängende Kette von Schauspielen, Lustbarkeiten, und sittenlosen Auftritten; die Einkünfte des Ordens wurden unter die Beförderer dieser Scenen zerstreut, nichts wurde ausgebessert, alles fiel und stürzte zusammen. Vielleicht wären nicht einmal die Galeeren ausgelaufen, wenn man sich nicht geschämt hätte, aber wenn sie es auch thaten, so geschah es blos um die Scene der Vergnügungen zu verändern. Die Sorge für die Ehre der Maltesischen Flagge wurde einem Böswicht aufgetragen, und der berüchtigte Pietro zeichnete sich in der ganzen Levante durch seine Grausamkeiten und Räubereien aus.

Der jetzige Grosmeister Emanuel von Rohan zeigte sich weder besser noch schlimmer als sein Vorgänger Pinto, unbekümmert, unwissend und schwach billigt er alles was geschieht, ohne Unterschied, ohne sich an die Folgen zu kehren. Dieser Weichlichkeit und Sorglosigkeit ohnerachtet, konnte der Orden sich doch nicht länger die Zerrüttung seiner Finanzen verheelen, und sah ein, daß diese Ordnung der Dinge unmöglich lange bestehen könnte.

Gezwungen den Unordnungen zu steuren, und die dringendsten Bedürfnisse zu befriedigen, wurden die Schiffe und Galeeren ausgebessert, die zerfallenen Mauren wieder aufgerichtet, und endlich

die Arsenale untersucht, wo man die meiste Arbeit vorfand.

Keine Kanone lag mehr auf ihrer Lavette, hin und wieder waren sie mit Feldsteinen unterstüzt, andere lagen ganz im Gras versunken, und die des Zeughauses, waren ganz mit Erde und Schutt bedeckt. Man gab sich die Mühe soviel man deren finden konnte, wieder auf Lavetten zu legen, und die wichtigsten Schießscharten damit zu besetzen; aber wie viele Stellen sind noch ganz davon entblößt! wie weit ist der Plaz überhaupt noch von der Vollkommenheit einer Festung entfernt! Felsen, Bollwerke, und dicke Mauren halten den Feind nicht ab, wenn sie nicht durch eine starke Artillerie beschüzt werden.

Auf allen Festungswerken, welche die Vorstadt Floriana umgeben, von der Porta reale an bis zu dem Bombenthor, ist keine einzige Kanone anzutreffen, und doch ist dies die Seite nach dem Land hin, welche die größte Aufmerksamkeit erfordert. Zwar ist bei dem Kapuzinerkloster von Floriana eine Batterie angebracht, die aber blos den Felsen Korradin, und die sogenannte Insel bestreicht, und von der Landseite her keine Vertheidigung gewährt.

Wir wollen nun sehen, wie es mit dem Artilleriedienst beschaffen ist. Die Forts Sant Elmo, Sant Angelo, und Ricazoli sind in Vertheidigungsstand gesezt, die Batterien delle Zecca, die der Kapuziner, San Sebastiano, Rastrellomaggiore, und einige andere weniger beträchtliche, wie die von Santo Lucia, Marsa Musciete, der Gefängnisse

und des Seethors erfordern, wie aus der Menge derselben von selbst erhellt eine grosse Anzahl Kanoniere, um sie zu bedienen, und doch hat der Orden nicht einmal ein besonderes Artillerie-Korps.

Vermuthlich sind, die in den Forts einzeln zerstreuten Kompagnien, zu diesem Dienst bestimmt, weil ich sie stets allein damit beschäftigt sah; aber von diesen Kompagnien muß wieder die Wache des Grosmeisters im Fort Sant Elmo abgerechnet werden; so daß nur die Kompagnien der Forts Angelo, Sankt Michael, Ricazoli, und Manoel übrig bleiben. Die erstere dieser Kompagnien führt sehr uneigentlich den Namen der Schiffskompagnie, weil der Orden gegenwärtig nur ein einziges großes Schiff besitzt, die andere heißt die Galeerenkompagnie, weil sie zum Dienst der Galeeren bestimmt ist.

Hierbei ist aber noch anzumerken, daß diese Kompagnien aus lauter Eingebohrnen der Insel bestehen, welche größtentheils Weib und Kinder haben, und nicht eher in den Forts erscheinen, bis die Wache an sie kömmt. Man kann also urtheilen, wie nachlässig der Dienst versehen wird, und wie schlecht diese Forts bewacht werden, wenn die Galeeren nicht darin liegen.

Anstatt diesem Mangel durch irgend eine andere Einrichtung abzuhelfen, scheint es vielmehr als wenn man dem schnellen Dienst mit Vorsatz, Hindernisse in Weg gelegt. Die Kanonen stehen auf ihrer Stelle, die Kugeln liegen darneben,

aber das Pulver liegt in den Magazinen, und der Aufseher derselben darf die Schlüssel nur auf einen ausdrücklichen Befehl des Grosmeisters ausliefern. Auf diese Art würden sich bei einem plözlichen Ueberfall, die Forts Angelo und Ricazoli, so wie auch die Stadt selbst keine halbe Stunde halten können, und wäre der Feind erst Meister von der Stadt, so würde sich das Fort Sant Elmo nicht lange mehr halten. Welchen Widerstand könnten alsdenn noch die Insel, und das Fort Manoel thun?

Mit zehn gut bewafnete, und mit Sturmleitern und gehöriger Mannschaft versehenen Galeeren, könnte man sehr leicht die Mauren des Forts Ricazoli ersteigen, denn wenn zwei dieser Galeeren ihre Truppen aussezten, und die Leitern anlegten, bevor die Signale gegeben werden könnten, so wären die Wachen übern Haufen geworfen, und das Fort eingenommen. Unterdessen, daß dies hier geschehe, könnten zween andere Galeeren, sich nach den Batterien des Forts Sant Angelo wenden, die nur von alten Invaliden bedient werden, und so könnte man sich dieses Forts eben so schnell bemächtigen.

Wäre man einmal im Besiz dieser Batterien, so müßte man die Kanonen gegen das Seethor zurichten, um vier andere Galeeren den Eingang zu erleichtern, die alsdenn die wichtigsten Posten, z. B. die Thürme des Siegs, und der Ritter, und die Batterien des Rastrella maggiore, leicht erobern könnten. Die beiden übrigen Galeeren könnten bis zum Fuß des Bergs

Korradin hinseegeln, und sich daselbst des nie bewachten Pulvermagazins bemächtigen, die Höhen ersteigen, und von da aus die Insel beschiessen, und die Batterie der Kapuziner in Respekt erhalten. Um endlich das Feuer des Forts Sant Elmo zu vermeiden, könnte die ganze Flotte in der Bucht von Marsa Sirocco landen, von der Landseite in das Dorf einholen, und wäre sonach Meister der ganzen Seemacht des Ordens. Welchen Widerstand könnte alsdenn noch das Fort St. Elmo leisten? Das Fort Manoel wäre gar nicht zu befürchten, weil es blos den Hafen Marsa Musciete bestreicht. Kurz bei einer etwas schnellen Ausführung dieses Plans, wäre man des guten Erfolgs ziemlich im Voraus versichert.

Im Jahr 1781 kam eine türkische Galiotte bei Nachtzeit bis unter die Mauren des Forts Ricazoli heran. Die Schildwache rief verschiedenemal Wer da? verließ ihren Posten, und zog sich zur zweiten Wache zurück, ohne nur ihre Flinte loszuschiessen, welche vielleicht nicht einmal geladen war. Beide Schildwachen liefen zur dritten, und alle drei endlich zur Hauptwache zurück. Der Korporal weckte den Wachthabenden Offizier auf, und dieser ließ die Sturmglocke läuten, um das Fort St. Angelo zu benachrichtigen, und so wurde nach und nach durch die Glocken der Lärm allgemeiner verbreitet. Alles gerieth in Bestürzung; man lief zu dem Marschall, um die Schlüssel des Pulvermagazins zu holen, und von da zu dem Grosmeister, um seine Erlaubniß dazu zu erhalten. Endlich wird der

Generalmarsch geschlagen, die Kompagnien des Forts versammeln sich, unser Regiment eilt bewafnet nach dem grossen Plaz, während, daß die türkische Galiotte gerade unter den Mauren von Rastrello maggiore war. Nun wird erst gesprochen, verhandelt, überlegt, und als endlich die Soldaten an ihren Posten stunden, die Magazine geöfnet, und die Kanonen schußfertig sind, war die Galiotte bereits wieder drei Meilen tiefer in See gegangen.

Wenn also, wie ich oben angenommen, statt dieser Galiotte zehn Galeeren gekommen wären, was hätten sie nicht während diesen Verwirrungen ausgerichtet; wie oft hätte man nicht die Forts Ricazolir, Angelo, die Stadt, und das Pulvermagazin wegnehmen können! Und da man so lange Zeit brauchte, sich von dem ersten Schreck zu erholen, was hätte man erst anfangen wollen, wenn man das Seethor gesprengt, und die Feinde in die Stadt eindringen sah? —

So weit geht die Sorglosigkeit des Ordens, weil man glaubt, daß der bloße Mann desselben allein schon hinreicht, um die Feinde abzuschrekken. Indessen würde man doch durch diesen Vorfall überzeugt, daß die bloßen Felsen und Batterien eine, nicht einmal eine einzelne Brigantine verhindern können, dem Orden unter den Mauren seiner Forts Hohn zu sprechen. Ein zweiter noch wichtigerer Vorfall, hat seitdem den Orden von seiner ganzen Schwäche überzeugt.

Vor dem Jahr 1777 hatte der Orden keine andern Truppen, als die ich oben erwähnt,

wozu noch zwei bis dreihundert sogenannte Falcamieres gerechnet werden müssen, dies leztere Korps besteht aus lauter Bauren, welche ihrem Namen gemäß hauptsächlich zur Falkenjagd bestimmt sind. Zuweilen werden sie gemustert, aber der Tag dieser Musterung wird allezeit lange vorher bestimmt, weil man den zerstreut, hin und wieder wohnenden Bauren Zeit lassen muß, sich zu sammeln. Ausserdem sollte der Orden noch achthundert Mann zählen, welche von dem Pabst zur Bewachung des Forts St. Angelo besoldet und unterhalten werden, aber man hält es für vortheilhafter dieses Fort unbewacht zu lassen, und das Geld des Pabstes zu andern Dingen zu verwenden.

Die Ritter werden freilich hiergegen einwenden, daß man ihre Kriegsmacht nicht nach der kleinen Anzahl besoldeten Truppen berechnen dürfe, und daß sie soviel Soldaten als Einwohner von Malta zählen können, weil jeder derselben mit einer Flinte, Säbel und Pistolen bewafnet ist, so, daß auf das erste Signal eine Armee von zwölf tausend Mann aufgestellt werden kann.

Es ist jedoch kaum wahrscheinlich, daß der Bewohner von Malta, zur Vertheidigung des Ordens die Waffen ergreifen werde. Solang es blos darauf ankömmt, herum zu kreuzen, Beute zu machen, und unter dem Schuz des Ordens zu rauben, wird der Malteser bei seiner Fahne bleiben, aber wenn er sehen sollte, daß man den Orden von der Insel verjagen wollte, so wäre er vielleicht der erste, der dies Unternehmen begünstigte.

Eine Anzahl Bürger, an deren Spize sich mehrere Priester stellten, waren endlich des eisernen Jochs, und der drückenden Aristokratie des Ordens müde, und entwarfen einen Plan ihre alte Freiheit wieder zu erobern. Gezwungen sich unter die Ruhe dieser stolzen Fremdlinge zu schmiegen, sahen sie ihre Güter, Weiber und Kinder, unaufhörlich ein Raub der Tiranney, und der Ausschweifung dieses Auswurfs des europäischen Adels werden. Auch die Geduld hat ihre Gränzen, und auf die Thränen der Wehmuth und des Elends folgen endlich die der Verzweiflung und der Wuth. —

Diese Leute nun benuzten die Entfernung der Galeeren, und den Tag, wo der Ueberrest der Ritter bei dem Fest des Boschetti*) versammelt war, und suchten jezt ihren Entwurf auszuführen. Sie eilten nach dem Fort St. Elmo, bemächtigten sich desselben, und richteten die Kanonen gerade auf die Laube des Grosmeisters. Nur ein einziger Schuß geschah, und die Kugel traf auf das Fenster des Zimmers, wo die alten Baillifes, die an dem Fest keinen Antheil mehr nehmen konnten, sich auf den ersten Lärm zur Berathschlagung versammelt hatten.

*) Boschetti ist ein Landhaus des Grosmeisters, ohnweit der Cita Vechia. Den Abend vor St. Peterstag geht man von Malta dahin, und bringt die ganze Nacht mit Lustbarkeiten, Tanzen, Schmausen, und allem möglichen Sinneslüsten zu, bis der anbrechende Tag der ganzen Komödie ein Ende macht. Und dieses neuere Bachanal wird unter freiem Himmel im Duft der Pommeranzenbäume gefeiert.

Sie wußten nicht wozu man sich entschliessen sollte, die Rebellen hatten sich auf der andern Seite des Siegesthurms bemächtigt, die Gefahr stieg mit jedem Augenblick, und keine Truppen waren vorhanden. Nur der einzige Weg der Unterhandlung blieb noch übrig, sie schlugen ihn ein, und es gelang ihnen wider alles Erwarten. Die Rebellen waren unter sich selbst uneinig geworden, die Priester wollten das Kommando führen, die Bürger wollten dieser Klasse Menschen nicht gehorchen, und statt, daß sie der allgemeine Vortheil vereinigen sollte, gaben sich die Bürger in Alles, unterhandelten mit den Deputirten des Ordens, und gaben die Rädelsführer an. Man bemächtigte sich derselben, und bei meiner Ankunft lagen sie noch in Fesseln.

Hätten die Verschwornen vorher die Gemüther gehörig zubereitet, sich einen grössern Anhang verschaft, mehr Klugheit in allem beobachtet, und überlegt, daß Priester zu dergleichen Unternehmungen nie taugen, so hätten sie dem Orden gewiß einen großen Stoß beigebracht. Alle Insulaner, die des Jochs desselben ohnehin überdrüssig sind, würden sich mit ihnen vereinigt haben, und dann wäre es gewiß schwer gewesen, ihnen ihre Eroberungen und ihre Freiheit wieder zu rauben. Aber Mangel an Einsicht und Ueberlegung vernichtete den ganzen Entwurf.

Jetzt wurde der Orden aufmerksam auf seine Bedürfnisse, und beschloß ein Regiment von Fremden errichten zu lassen. Man ersuchte dem König von Frankreich, um die Erlaubniß in seinem Reich

werben zu dürfen, und erhielt sie, jedoch, wie es heißt, mit der Bedingung, daß man nur Leute über dreissig Jahr anwerben, und sie vorher der Admiralität von Marseille vorstellen sollte, welche ihre Einwilligung zu ihrer Abreise geben müsse; endlich im Fall den Rekruten ihr Aufenthalt auf Malta nicht gefiel, sollte der Orden sie auf seine Kosten wieder nach Frankreich zurückschaffen.

Ich weis eben nicht, ob die damalige französische Regierung so grossen Antheil an denjenigen ihrer Unterthanen nahm, welche Lust bezeigten dreihundert Meilen weit von ihrem Vaterland zu dienen, besonders da man weis, daß nur liederliche und verlorne Menschen sich zu dem undankbaren Geschäft eines Soldaten entschliessen. Die Menschen-Rechte lagen damals noch tief im Staub begraben!

Dem sey wie ihm wolle, man warb in Frankreich, und der Orden zeigte sich anfangs in der Wahl der Subjekte ziemlich schwierig; man forderte Certifikate von dem Wohlverhalten, und der ehrlichen Herkunft der Rekruten, aber es zeigten sich so wenige, die diese Proben leisten konnten, daß man sich bald gezwungen sah, dieser Strenge zu entsagen.

Der Pabst bewilligte diese Rekrutirung gleichfalls, und ohne alle Einschränkung. Aber wie konnte der Orden hoffen, in Italien eine solche Auswahl zu treffen! in welchem Theil dieses Landes ist wohl ein ehrlicher Mann zufrieden, der sich dazu bereden ließ, Soldat zu werden!

So wurde also Malta eine Freystadt für alle Verbrecher, welche den Kirchen, den Gefängnissen oder den Galeeren entronnen waren; und nahm den Auswurf der benachbarten Reiche in seinen Schooß auf. Diese Rotte von nichtswürdigen Menschen brauchten einen Kommendanten, der sie mit Klugheit, Standhaftigkeit und Strenge regierte, statt dessen ernannte man zu ihrem Obristen einen Ritter der deutschen Ordenszunge, der weder Einsicht, noch Charakter, noch Kenntnisse besaß, und alle Ausschweifungen des Trunkes übersah, weil er selbst dem Trunke ergeben war *).

Der Major des Regiments war ein Franzose, der keinen Unterschied unter einem Regiment leichtsinniger, unbesonnener, aber immer auf Ehre haltender französischer Jugend, und einem Haufen Bettler und Spitzbuben zu machen wußte, die ersten Fehltritte übersah, und dadurch sich des Rechts begab, die folgenden bestrafen zu können. Diese italienischen Rekruten verbreiteten sich bald in der Stadt umher, drangen in die Häuser, um zu stehlen, und in der Kaserne trieben sie nicht blos dasselbe Geschäft, sondern ermordeten einander aus unnatürlicher Eifersucht.

Die Franzosen, die weniger verdorben, aber andern Lastern ergeben waren, betrugen sich nicht weniger schändlich. Einige zogen in den Wirthshäusern herum, schmausten und zechten ohne zu bezahlen, und der Wirth der es wagte, sein Geld zu fordern, konnte sich glücklich schätzen, wenn er nicht noch einen Säbelhieb über den Kopf bekam; andre liefen zu liederlichen Weibspersonen, und nachdem

*) Der Ritter Truchses.

sie ihre Begierden gestillt, mishandelten sie dieselben oft so, daß einige davon starben.

Der Einwohner von Malta welcher nie gewohnt gewesen, sich durch Soldaten so äusserst mishandeln zu lassen, verfluchte doppelt die Tiranney seiner Unterdrücker, und verschloß diesen Bösewichtern seine Thüren. Ueberall wurden sie mit Abscheu zurückgewiesen, man floh ihren Anblick und hielt sich durch ihre Gemeinschaft entehrt. „Wenn diese Soldaten ehrliche Leute wären, sagte der Malteser, was könnte sie bewegen, hieher in ein undankbares, unfruchtbares Land zu kommen? warum hätten sie ihr Vaterland verlassen, welches doch so herrlich und reich an Allem seyn soll? wären sie wohl Soldaten geworden, wenn sie nicht liederliche verdorbene Menschen gewesen?" — so urtheilte der Malteser und sein Urtheil war gegründet.

Da nun durch die Schwäche und Fehler der Oberhäupter, die Unordnungen und Ausschweifungen täglich überhand nahmen, so wurde der Orden endlich gezwungen, eine Aenderung zu treffen. Der Oberste und der Major wurden abgesetzt: die Stelle des erstern erhielt der Marquis Freslon, und zum Major wurde ein Schweizer, Namens Pfiffer, ernannt.

Die Reform des Regiments erforderte gerade einen Mann wie Freslon, einen Mann von hartem, unerbittlichem und boshaftem Charakter. Vor allen Stücken wählte er zwölf italiänische Bösewichter aus, und bestellte sie zu Regimentsfourieren, überzeugt, daß sie den Soldaten nicht schonen, und

hundert sinnreiche Mittel finden würden, ihn unaufhörlich zu quälen.

Die zwölf Kompagnien, aus welchen das Regiment bestund, wurden von nun an durch diese zwölf Italiäner unumschränkt tirannisirt. Die Gefängnisse wurden in Kerker verwandelt, und ganze Wagen voll Ketten mußten von den Galeeren in die Kaserne gebracht werden. Die geringsten Fehltritte wurden mit der Bastonade und die kleinste unzufriedene Rede mit Fesseln bestraft, der Marketender mußte das Quartier verlassen, wer ein Maas Bier hereinbrachte, erhielt zwanzig Stockprügel, und wer Brod hinausschleppte eben so viel; der Soldat, der betrunken ins Quartier kam, wurde auf acht Tage in Eisen geschlagen.

Die Visitationen und Musterungen nahmen kein Ende, und niemand kam ohne Vorwürfe, Schimpfreden und Drohungen davon; man ersann allerley Frohndienste, und der Soldat wurde am Ende der Karrenschieber des Ordens. Die Fouriers, welche ihre Gewalt ungestraft misbrauchen konnten, wählten die Unterofficier ihnen ähnlich, die alten wurden abgesetzt und hinter die Kompagnie verwiesen; die neuen hingegen wählten leider Korporäle, die ihren Gesinnungen entsprachen.

Von nun an durfte kein Soldat mehr vor seinen Obristen erscheinen; dieser hörte nur seine Fouriers und Unterofficiers an, und auf deren wahren und falschen Bericht dictirte er die härtesten Strafen mit einer Kälte, die ganz die Schwärze seiner Seele verrieth. Täglich sah man Soldaten aus der Kaserne nach den Galeeren oder nach dem

Bagno der türkischen Sklaven wandern, andre wurden gefesselt in Kerker geworfen, andre unterlagen dem Stock oder wurden in Eisen geschlagen, und dies alles um Kleinigkeiten willen, die sich öfters der Mühe nicht verlohnten. Unter hundert Beyspielen dieser Art will ich nur zwey anführen.

Einige Soldaten geriethen mit einander in Streit, und der eine sah sich gezwungen, zur Sicherheit seines Lebens, den Säbel zu ziehen; er erscheint auf dem Kampfplaz, stellt den andern nochmals vor, wie ungerne er sich schlüge, alles war umsonst, das Duell gieng vor sich und er hatte das Glück oder das Unglück seinen Gegner zu erlegen; noch denselben Abend saß er auf der Ruderbank der Galeeren.

Dieser Ungerechtigkeit wollen wir eine andere nicht weniger empörende Partheylichkeit entgegensetzen. Ein Piemonteser, der durch seine viehischen Ausschweifungen und durch alle Arten von Verbrechen ein Abscheu der Menschheit geworden war, stach seinen Kameraden dreymal das Messer ins Herz und ermordete ihn mit unerhörter Grausamkeit. Dieser Mord ward öffentlich bekannt, jedermann sprach davon, anstatt aber den Thäter zu bestrafen, wurde er acht Tage nachher zum Korporal ernannt.

Zu diesem Despotismus der Unterofficiere gesellt sich noch die Tiranney der Lieutenants und Kapitains, welche sich an den armen Soldaten für den Stolz und die Demüthigungen, die sie von den Obern leiden mußten, entschädigen.

Diese Officiere, die zuweilen kaum der Schule entronnen sind, bringen gewöhnlich die ganze An

maßung des französischen Adels mit nach Malta; in die Fremde ausgeschickt, bilden sie sich ein, daß die ganze Welt ihren Launen frohnen müsse, ohne Erfahrung und Beurtheilung halten sie alles, was nicht Adel oder Ritter ist, für Sklaven, und glauben, man ernenne sie zu Officieren, damit sie mit den Soldaten ihren Scherz treiben können. Gleich Kindern, die einen Vogel oder ein andres junges Thier sorgfältig bewachen und füttern, um es desto länger quälen zu können, wissen solche Knabenoffiziere nicht, was sie alles mit den Soldaten anfangen wollen; da wird alle Augenblick Musterung über die Gewehre, über die Kleider, Inspektion gehalten, dann exercirt, und sogar der Lieutenant verlangte, daß ihm gleich dem Obersten Rapport von allem abgestattet würde.

Ließ der Obriste einem Mann bestrafen, gleich ahmten ihn die Subalternen nach, und straften den Schuldigen mit dem Unschuldigen ohne Unterschied, ohne Untersuchung, es war hinreichend daß er einmal gestraft worden, um ihn nachher immer zu strafen. Gleich dem Marquis Freslon gaben sie den Schildwachen andere Parolen, die den seinigen oft gerade widersprachen, so daß der Soldat nicht mehr wußte, woran er war, und immer der Züchtigung entgegensehen mußte.

Dies ist die wahre Schilderung unsrer Regimentsverfassung. Strenge war allerdings nothwendig, um eine Menge schlechter Menschen in Ordnung zu erhalten, aber durfte man deswegen keine Ausnahme machen? oder glaubte der Orden wirklich ein ganzes Regiment Taugenichtse angeworben zu ha-

ben? Doch ich wende mich von diesem Gegenstand weg, der Leser wird den Orden noch näher kennen lernen, wenn ich erst von seiner gegenwärtigen Verfassung, von der Aufführung der Ritter und ihren Gelübden sprechen werde. Er wird staunen, wenn ich ihn in jenes berühmte Hospital, in dem Bagno der Sklaven und in der Stadt selbst herumführen, und ihm alle diese Schlachtopfer der grausamsten Aristokratie zeigen werde, die unter der Last der Ketten gebeugt, ihren vaterländischen Boden mit Thränen der Verzweiflung benetzen.

Mehr als vierzehn Tage brauchte ich nicht, um die ganze Einrichtung unsers Regiments, aber auch die ganze Größe unsers Elends kennen zu lernen. Ich kam gerade in der Zeit der ersten Reform an, die Soldaten murrten über die neuen Aenderungen, Alles war unzufrieden, und jeden Tag wurde ein neues Komplott entdeckt. Keins derselben gelang, und mit jedem Tag wurden Exekutionen vorgenommen, welche auch die Verhärtesten erschüttern konnten; einige wurden gehangen, andre auf die Galeeren geschickt, und wenn halbwege ein Soldat seinem Officiere misfiel, so wurde er unter dem Vorwand der Empörung schnell auf die Seite geschaft.

Welchen Eindruck alles dieses auf uns machte, kann man sich leicht vorstellen, da wir dergleichen nie gewohnt waren. Nergier verlohr beynah den Verstand darüber, und statt sich desto strenger zu beobachten, betrug er sich so unbesonnen, daß er mehr Mitleid als Züchtigung verdiente. Ich hingegen

gegen blieb meinen Vorsaz getreu, stellte mir die Zukunft nur unter den schwärzesten Farben vor, und indem ich mich auf jede Widerwärtigkeit vorbereitete, bestrebte ich mich meine Pflichten mit der äussersten Pünktlichkeit zu erfüllen.

Da wir erst Exerciren lernten, so waren wir noch nicht den mannigfaltigen Inspektionen und den daraus entstehenden Bedrückungen unterworfen; wir bezogen noch keine Wachen, und doch wurden wir in eine Geschichte verwickelt, die uns mit einemmal unsern unglücklichen Kameraden gleich stellte. Ich sahe voraus, daß der Schuldige verschont wurde, und die Strafe auf uns fiel, die wir an der ganzen Sache keinen Theil hatten; aber auf Malta war es einmal nicht besser zu erwarten.

Man wird sich noch jenes Deserteurs Dupuis erinnern, der sich in Marseille zu uns gesellte, und von welchem wir einige Aufklärungen über Chatelard und Samson erhielten. Dieser Mensch hatte gewissermassen unser Zutrauen erhalten, und sich während der Kontumazzeit erboten, unsre Wäsche zu waschen. Da wir mit dem ersten Versuch sehr zufrieden waren, so gaben wir sie ihn ferner, ob er gleich in einer andern Kompagnie stand.

Jezt hatte er sie bereits einige Tage über die Zeit behalten, und vertröstete mich immer von einem Tag zum andern, bis ich sie endlich ernstlich forderte. Er versprach mir bey Ehre daß er mir noch denselben Abend die Wäsche zurückbringen wollte, und gerade denselben Abend war mein Herr Gauner verschwunden. Er konnte nicht weit entfernt seyn,

Bayerische Staatsbibliothek München

aber man eilte auch nicht, ihm nachzusetzen. Unterdessen sprengten seine Gesellen aus, zween Soldaten von des Obristen Kompagnie hätten durch den Ausreisser ihre Wäsche verkaufen lassen, um ihn wegen einer Forderung, die er von der Kontumaz her an sie hatte, zu befriedigen; da sie ihm aber gedroht, daß sie ihn bey den Obristen verklagen wollten, als wenn er ihre Wäsche aus eigner Macht verkauft, so hätte er blos aus Furcht die Flucht genommen, und wäre unschuldig.

Dies Gerücht kam sogleich Pannagi zu Ohren, der uns darüber zu Rede stellte, und dann ohne Umstände ins Gefängniß bringen ließ. Zwey Stunden nachher erschien Dubourg und schrie uns durch die Thüre zu; „Hab ichs doch gedacht, daß ihr ein paar Gauner seyd, aber ich will euch schon bessern.“ — Mit diesem Trost verschwand er.

Dupuis wurde unterdessen in einem Kornfeld, zwey Stunden von der Stadt entdeckt, und nach der Kaserne zurückgebracht, wo er seine Aussage, dem Gerücht gemäß, einrichtet. Sein Hauptmann verhört uns gegen einander, Dupuis Aussage wird für wahr angenommen, und wir für Verläumder und Lügner erklärt; Dupuis erhielt seine Freyheit und wir blieben im Gefängniß. Wir schreiben an den Obersten und stellten ihm die Wahrheit der Sache vor, aber Dubourg zwingt den Pannagi, uns in seinen Rapport zu beschuldigen, wir bleiben noch drey Wochen im Gefängniß, und erhalten nachher noch einen Monath lang Arrest im Quartier.

Pannagi, welcher sah, daß Dubourg Recht behielt, und daß uns die Gunst des Obersten entgangen, schonte uns nicht weiter, lies es uns an Allen fehlen, und quälte uns auf alle ersinnliche Art, um uns zu zwingen, die funfzig Livres anzunehmen, die uns die Kongregation angeboten und die wir standhaft ausgeschlagen hatten.

Er dachte uns dadurch zu zwingen, indem er uns nur drey Hemden ließ, demohnerachtet bin ich überzeugt, daß er selbst nicht glaubte, uns zur Annahme der funfzig Livres zu bereden, mit welchem nichts Geringeres als ein sechsjähriger Dienst verbunden war.

Einige Tage lang schien er gelinder zu werden, aber Dubourg, den unsre Beharrlichkeit immer ärger aufbrachte, hezte ihn aufs neue an, und so fuhr er fort, uns zu drücken und auf alle Art zu quälen. So lebten wir sechs Monathe lang mit drey Hemden für uns beyde und unter täglichen Kränkungen. Von Zeit zu Zeit begieng Nergier einige Thorheiten, welche dem Dubourg Hofnung machten, uns zu zwingen, denn er hatte seinen Plan, uns nach den Galeeren zu schicken, noch nicht aufgegeben.

Die Vertraulichkeit, die zwischen mir und Nergier herrschte, verursachte, daß immer einer für die Fehler des andern verantwortlich wurde. Eines Tags gab er dem Korporal eine etwas auffahrende Antwort, wurde ins Gefängniß gebracht und ich erhielt Arrest; nachher fand man

dies zu gelind und ich mußte ihm Gesellschaft leisten. Der Vorfall war folgender:

Ich stund Schildwache bey einer Batterie des Rastrello maggiore; mir gegenüber war ein falsches Thor, wodurch man in unsre Kaserne kommen konnte, aber dieser Weg stund nur den Officieren offen, kein Fourier, kein Unterofficier, kein Korporal konnte den Durchgang fordern. Ausser mir, der ich ohnehin meinen Befehl hatte, stand noch ein Korporal an diesem Thor, um den Durchgang gleichfalls zu verwehren. Von ohngefähr kam ein Unterofficier von der Terrasse heraus, und verlangt den Durchgang, ich wies ihn meiner Ordre gemäß zurück, aber der gefälligere Korporal erlaubt ihn den Eingang, ich widersetzte mich von neuen, es kam zum Wortwechsel, und beyde fiengen mir an zu drohen. Ich hatte es mit zween Italiänern zu thun, die ich auf keine Weise zu schonen dachte, und es kam so weit, daß ich dem Unterofficier das Bajonet entgegen hielt, und ihm ernstlich drohte, ihn über den Haufen zu stoßen, wenn er einen Schritt weiter gienge. Beyde fluchten ihr Santo di Dio! mit drohender Miene, aber ich ließ mich nicht irre machen und wich keinen Schritt; der Unterofficier drohte mir im Weggehen, daß er seinen Rapport machen würde, und der Korporal fuhr fort die ganze Zeit meiner Wache mich auszuschimpfen und zu bedrohen.

Ich stellte mir nicht vor, daß sie es wagen würden, der Sache nur zu erwähnen, denn beyde hatten gegen den ausdrücklichen Befehl des Obersten gefehlt, als ich aber abgelößt wurde, sah ich

zu meinem großen Erstaunen Pannagi mit finstern Gesicht auf mich zukommen, und mir in einem harten trockenen Ton andeuten, daß ich vor dem Obersten erscheinen müßte.

Ich gieng ohne Furcht dahin; der Rapport war zu meinem Erstaunen der Wahrheit gemäß, aber dies half mir gar nichts; der Oberste entschied, daß weil ich meinen Korporal ungehorsam gewesen, und den Unterofficier nicht die gehörige Achtung erwiesen, ich vierzehn Tage Arrest halten solle. Ich wollte ihn eben fragen, welche Strafe er mir denn auferlegt haben würde, wenn ich mit Hintansetzung meiner Ordre dem Unterofficier passiren lassen, aber er befahl mir zu schweigen, und da Pannagi ihm meldete, daß ich bereits seit einiger Zeit Arrest hätte, so befahl er mich auf acht Tage ins Gefängniß zu stecken; ich gehorchte ohne Murren.

Kurz ich brachte diese ersten sechs Monathe bald im Arrest, bald im Gefängniß zu, unter unaufhörlichen Kränkungen von Seiten Dubourys und Pannages und zuweilen anderer Unterofficiere, welche ihren Obern Beyspiel treulich nachahmten.

Zum größten Glücke für uns kehrte Duboury bald nach Frankreich zurück, und von diesen Augenblick an veränderte sich Alles; Pannagi nahm einen gelinderen Ton an, betrug sich freundlicher; der Oberste hörte uns wieder an, man versah uns mit allen Bedürfnissen, behandelte uns nicht mehr so hart, sezte uns nicht mehr wegen der Annahme der funfzig Livres zu, kurz, wir hatten

wenig Ursach mehr zu klagen, und wurden überzeugt, daß Dubourg die einzige Triebfeder unsers Unglücks gewesen.

Nach und nach gewöhnten wir uns an unsern Soldatenstand, achteten weniger auf die Bestrafungen unserer Kameraden, welche sich durchaus nicht der neuen Disciplin unterwerfen wollten und sie folglich verdienten, und so hatten wir keine weitere Unruhe als darüber, wie die Antwort des Ritters Foresta auf das Schreiben der Kompagnie, und unsern Brief ausfallen würde. Unterdessen fuhr ich in meinen Bemerkungen über Malta und den Orden fort.

Der Malteserorden beschwerte sich über das Dekret der Nationalversammlung vom 11ten August 1790, welches bey Auslegung des 3ten Artikels der Dekrete, so in der berüchtigten Nacht vom 4. zum 5ten desselben Monaths gegeben worden, beschreibt, daß in Frankreich die Zehnten des Malteserordens aufgehoben seyn sollten.

Der Grosmeister wendete sich deswegen an den König, bezeigt ihm seine Verwunderung, daß die Nationalversammlung eine Macht verurtheilt, ohne sie zu hören, beklagt sich, daß man den Orden mit der Geistlichkeit verwechselt hätte, beruft sich auf den Zwecke seiner Stiftung, und sucht die Dienste, so der Orden Frankreich erwiesen, sehr hoch anzupreisen. Er behauptet ferner, daß obiges Dekret die schlimmsten Folgen für seinen Orden nach sich ziehen würde, bedroht Frankreich mit der Entziehung seines Beystands, und scheint diesem Reich sogar die Kosten für die Befestigung der Insel anrechnen zu wollen; endlich behauptet er dreist, daß die Vortheile, wel-

che die französische Schiffarth durch den Orden erhält, diejenigen weit überstiegen, welche die Nationalversammlung durch Abstellung des Zehnten beabsichtet; schlüßlich ersucht er den König sein Ansehn aufzubieten, um die Ausführung des Dekrets vom 11ten August zu verhindern.

Ein solcher Brief mußte nothwendig befremden, daher auch die Nationalversammlung statt darüber zu deliberiren, vielmehr die Motion des Herrn Camus annahm, welche dahin gieng, den ganzen Malteserorden in Frankreich zu unterdrücken. Die Entscheidung wurde aufgehoben, wahrscheinlich um diesen Orden Zeit zur Vertheidigung zu lassen, und so stunden die Sachen bey Herausgabe dieses Werkes.

Der Malteserorden ist vielen Leuten blos dem Namen nach bekannt, aber das wenige, was ich bisher davon gesagt und noch zu sagen habe, wird hinreichend seyn, einen Begrif von dieser seltsamen Gesellschaft zu geben, welche alles, was sie nur an sich reissen kann, verschlingt, und seit langer Zeit die Almosen der catholischen Christenheit verschwendet.

Ich will hier blos bey Gelegenheit des Großmeisterlichen Schreibens erinnern, daß sein Orden blos noch durch Misbrauch besteht, und von jeder guten Staatsverfassung abgeschaft werden sollte. Das freye Frankreich kann es unmöglich zugeben, daß man unter seinen und Italiens Namen, die Gegenden, wodurch unser Handel blühend erhalten wird, mit Feuer und Schwerd verheert. Eben so wenig Constitutionswidrig ist es, daß eine Gesellschaft müs-

siger Leute, unermesliche Reichthümer im Schooß der Trägheit und der Ausschweifung verschwendet. Eben so wenig kann sich der Orden darüber beklagen, daß man ihn mit der Geistlichkeit verwechsle, weil seine Glieder ursprünglich doch nichts anders, als Hospitaliter waren, die sich dem Dienst und der Pflege der nach Palästina wandernden Pilger widmeten, und daß sie die drey gewöhnlichen Ordensgelübde ablegten.

Zwar legen die heutigen Ritter noch eben diese Gelübde ab, ohneractet sie der zügellosesten Ausschweifung ergeben sind, ohneractet sie bey unermeßlichen Reichthümern dem Dürftigen ihre Hand verschliessen und den Stolz bis zur Unmenschlichkeit treiben.

Wie können sie es übrigens der Christenheit als einen wichtigen Dienst anrechnen, wenn sie Kauffartheyschiffe in ihren Häfen aufnehmen, und sich das Ankergeld dafür bezahlen lassen? Wahrlich die französischen Schiffe, welche nach den Antillen seegeln, ohne anzulanden, können noch weit leichter nach Smirna, Konstantinopel, Alexandrien und Salonichi schiffen, ohne die Insel Malta zu berühren.

Die Drohung des Grosmeisters, dem französischen Staat seine Dienste zu entziehen, ist so verwegen als lächerlich, und sein Gesuch an den König, die Ausführung des Dekrets vom 11ten August zu hindern, darf von einem Orden nicht befremden, der nicht gewohnt ist, je das Wort Freyheit aussprechen zu hören, noch zu sehen, daß das Volk sich selbst Gesetze und eine neue Verfassung giebt.

Der Orden herrscht über lauter Sklaven, deren Körper und Geist er zugleich in Fesseln erhält, auf ein Wort, auf einen Wink von ihm zittern die Insulaner, über welche er eigentlich weder Recht noch Gewalt hat, und sie nichts desto weniger auf die grausamste Art tirannisirt, ob es gleich gegen alle politischen Grundsätze läuft, daß eigentliche Mönche eine Herrschaft besitzen und Menschen regieren sollen. Daher kommt es auch, daß zwischen dem Beherrscher und dem Volk gar kein Mittelstand statt findet, der Orden allein ist im Besitz aller Macht und alles Rechts, das Volk wird für nichts gerechnet, und so findet man auf Malta nichts als Tirannen und Sklaven.

Ich kenne indessen kein Volk, welches der Freyheit würdiger wäre, als diese Insulaner. Der Malteser ist nüchtern, muthvoll, thätig, arbeitsam, und wird blos durch das Beyspiel seiner Herren zur Sittenlosigkeit verführt. Man treibe aber den feigen verdorbenen Italiäner, den hochmüthigen Spanier, den unbiegsamen Deutschen, den grausamen Portugiesen und den ausschweifenden Franzosen von dieser Insel weg, so wird der Einwohner von Malta mit der Freyheit zur ursprünglichen Reinigkeit der Sitten zurückkehren.

Es wäre jedoch, ich gestehe es, sehr unpolitisch, wenn man im gegenwärtigem Zeitpunkt den Malteserorden aufheben und die französischen Zungen davon abreissen wollte, denn dies würde unsern Nebenbuhlern im Handel der Levante zu große Vortheile über uns geben. Von Seiten Italiens haben wir zwar nichts zu befürchten, so lang Griechen-

land unter türkischer Herrschaft bleibt; Spanien und Portugall können uns gleichfalls keinen Abbruch thun, aber England? — Kurz, es ist für j tzt noch rathsam, daß Frankreich an der Macht des Maltheserordens Antheil behält. Ist Spanien erst unserm Beyspiel gefolgt und unsre neue Verfassung befestigt, alsdenn wird es immer noch Zeit seyn, dem armen Malthesser seine Freyheit wieder zu geben, und auf unsre Seite zu lenken, welches um so leichter seyn wird, da er den Spanier verachtet, den Italiener verabscheut, den Deutschen fürchtet und den Portugiesen geringschätzt. Es ist also besser, man duldet noch eine Weile den Misbrauch, um unterdessen einen wesentlichen Zweig unsers auswärtigen Handels zu erhalten; unsre gröste Sorge muß jetzt dahin gehen, unsre Konstitution zu befestigen und zu endigen, wir werden ohnehin noch Schwierigkeiten genug zu überwinden haben.

Seit dem Monat Junius erschallt ganz Frankreich von dem gehäßigen Wort: Aristokrat, Greise und Kinder, Reiche und Arme führen es im Mund, und sieben Achttheile der Nation wissen eigentlich nicht die wahre Bedeutung desselben. Indessen mögte dies Geschrey noch hingehen, wenn es nur nicht eine Menge Ungerechtigkeiten und Gewaltthätigkeiten nach sich zöge; wie lange wird sich der Franzose noch durch Unbesonnenheit, Leichtsinn und Vorurtheile leiten lassen? Wahrlich giebt es je ein Volk, welches Ursach hätte, sich bey dem bloßen Wort Aristokrat zu empören, so ist es das Volk von Malta.

Der Orden besteht aus einer Mischung von französischen, spanischen, italienischen, portugiesischen und deutschen Adel, deren jeder die seiner eigenen Fehler und Vorurtheile mit auf die Insel bringt, und woraus ein gegenseitiger Kampf von Stolz und Neid entsteht, der eine ewige Eifersucht, Haß und Zwietracht unter ihnen erhält. Einig über die Geburt, eignet sich ein jeder insbesondre das Recht zu, die Einwohner zu tirannisiren, und so leidet der arme Malteser mehr oder weniger, je nach der Willkühr des Ritters, dem es gefällt, seine Laune an ihm zu befriedigen.

In Frankreich hingegen kann, seit der Abschaffung des Feudalsystems, dessen Druck seit zwey bis drey Generationen ohnehin sehr leidlich war, das Volk seinen sogenannten Aristokraten eben keine Tiranney dieser Art vorwerfen, denn ohnerachtet der Mängel und Gebrechen der alten Verfassung fand doch eine gewisse Mittelstufe zwischen dem König und dem Volke statt. Freylich war die Ordnung umgekehrt, der Regent gehorchte dem Prinzen, aber mitten in dieser Unordnung konnte wenigstens der Reiche sich emporschwingen, und sich den Triebfedern nähern, welche die Maschine in Bewegung setzten. Der Ehrgeiz des Volks wurde dadurch gereizt, es wurde thätig, arbeitsam und strebte nach Reichthum, weil dies ein sicheres Mittel war, eine wichtige und angesehene Rolle zu spielen.

Freylich wurde durch die neue Verfassung manchen der sich bereits am Gipfel glaubte, und denen, die ihn erreicht hatten, der Plan gewaltig verrückt. Der Spott des Volks, seine Ungezogenheiten und

Grobheiten beleidigten diese privilegirten Menschenklassen, unsre Feinde vereinigten sich mit ihnen, und sie erkauften eine Menge feiler Schriftsteller.

Während daß man also das Volk über seinen wahren Vortheil aufzuklären, und es von der Nothwendigkeit zu überzeugen suchte, daß es mit Geduld und Ruhe die neue Ordnung der Dinge abwarten müsse; unterdessen verbreiteten diese hungrigen Tagscribenten Schrecken und Furcht bis in die niedere Hütte des Landmanns.

Diese elenden Menschen suchten zuerst dem Volk den Geist der Unabhängigkeit und der Insubordination einzuflößen, schilderten ihm eine gänzliche Zügellosigkeit als Freyheit, ersannen tausend vergebliche Entwürfe und Komplotte, tausend eingebildete Verschwörungen des Adels und der Geistlichkeit, welche ihre Schwäche zu sehr fühlten, um sich mit dem Volke zu messen, und so reizten sie noch diesen immer blinden, immer kurzsichtigen Haufen zum Aufstand und zur Empörung.

Nachdem nun unsre Feinde alle Dämme der Subordination und der Ordnung eingerissen sahen, nachdem sie das Volk über den Sinn des Wortes **Freyheit** irre geführt sahen, hielten sie den Erfolg ihres Unternehmens für unausbleiblich. Der erste Ausbruch dieses Vulkans war fürchterlich, aber von kurzer Dauer, und unsre Feinde staunten über die schnell darauf folgende Stille. Aber bald faßten sie wieder neuen Muth; aufs neue wurden Städte und Dörfer mit aufrührerischen Schriften überschwemmt, deren Zweck dahin gieng, die Insubordination zu erhalten, und das Volk gegen jeden Rechtschafnen zu bewafnen, in

der festen Ueberzeugung, daß selbst diese letzteren endlich die Geduld verlieren; die eine Hälfte der Franzosen die andere zu Grunde richten würde; daß dieser innere Krieg, unterstützt durch politische und religiöse Meynungen, immer heftiger werden, und endlich selbst das majestätische Gebäude umstürzen würde, welches die Nationalversammlung mit so vieler Mühe aufgeführt hatte.

Dies zweyte Unternehmen entsprach bey weiten nicht der Erwartung seiner Anstifter; einige Provinzen haben sich zwar aufgelehnt, aber der Stoß war nicht stark genug um die ganze Masse zu erschüttern. Der schreckliche Laternenpfahl war bereits verschwunden, das fürchterliche Wort Aristokrat, welches vorher die Losung zum Morden gewesen, war zu einem unbedeutenden Schimpfwort herabgesunken, und von allen den abscheulichen Scenen, welche wir dem erstaunten Europa zum Schauspiel gaben, blieb nur noch ein trauriges, schmerzhaftes Andenken jener unglücklichen Nacht vom 5ten zum 6ten Oktober zurück. Man schauderte zurück, bey der Erinnerung an diese Blutnacht, wo der unglückliche aber rechtschafne und friedliebende Monarch, beynah unter dem Schwerd eines verabscheuungswürdigen Mörders gefallen wäre, wo man ihn, gleich als wäre er ein Nero, Kaligula oder Tiberius gewesen, in seinem eigenen Pallast über die blutenden Leichname seiner Leibwache hinweg verfolgte; wo dieser wahrhaft schätzbare König, bey dem schwachen Schein eines einzigen Lichts, seinen Sohn und seine Gattin an der Hand, vor den Rasenden fliehen mußte . . . Alles dies war bereits geschehen,

und doch sollten nur noch größere Greuel über Frankreich herein brechen . . .

Es giebt gewisse grausame und herzzerreissende Wahrheiten, die man gerne vor sich selbst verbergen und sich darüber betäuben mögte, um nur noch einigen Trost übrig zu behalten. In dieser Klasse gehört folgende: **Daß wir jezt nicht mehr die Aristokraten, wohl aber den Staatsbankrott und den Bürgerkrieg befürchten müssen.**

Das Unglück des erstern ist nicht zu berechnen; leichter ist es, sich einen Begrif von den Greueln eines Bürgerkriegs zu machen, denn da hier Leben und Tod gegen einander auftreten, so liegt der Begrif jedem Menschen näher. Man stelle sich doch einmal alles Elend eines Bürgerkriegs vor; jeder kehre in sich selbst zurück und urtheile, ob nicht ein augenblickliches Leiden unendlich weit vorzüglicher ist; jeder frage sich selbst: „Bin ich vor dem Plündern oder dem Tod gesichert? oder steht mir nicht vielmehr beydes bevor? der rechtschafne Mann entrinnt selten dem Schwerd der Bösewichter; nur diese leztern, welche nichts zu verlieren haben, trozen dem Tod, weil sie voraus sehen, daß, wenn es ihnen gelingt, das Leben zu retten, sie sich durch die Beute der Ermordeten bereichern können.“ —

Und was wird nach Jahre langem Blutvergiessen aus Frankreich werden. Unsere blühendsten Städte werden in Asche und Steinhaufen verwandelt werden, wo das Wasser der Flüsse mit Bürgerblut gefärbt, sich kaum noch einen Weg durch die Ruinen

bahnen kann; auf unsern verwüsteten und verheerten Feldern werden hin und wieder einige dem Tod entwischte Elende zerstreut umher irren, eine Freystadt suchen und sie nicht finden. Feuer und Schwerd wird alles verwüstet haben. Vergebens würde der traurige Ueberrest der französischen Nation sich zu sammeln suchen, jeder würde den Anblick seines Nebenmenschen fliehen, auf die Gipfel der Felsen in unterirdische dunkle Hölen würde man sich verbergen, und dort den fürchterlichen Umsturz des schönsten Reichs der Welt beweinen.

Bald nachher würden unsre eifersüchtigen Nachbarn von allen Seiten in unser unglückliches Reich eindringen, und es unter sich theilen, denn sicher würde ganz Europa und selbst Amerika an unserm Umsturz Theil nehmen. Der ehemals so berühmte, so mächtige Name der Franzosen würde von der Erde verschwinden, und die Nachkommenschaft würde nur noch aus der Geschichte ersehen, daß Frankreich ehemals ein mächtiges Reich gewesen, dessen Grundfesten durch Verbrechen und Blutvergießen umgestürzt worden, und welches nur wenige glückliche Tage unter Karl dem Großen, Ludwig dem XIIten und Heinrich dem IVten erlebte. Zugleich würde die Geschichte melden, daß, als man den Despotismus aus diesem Reich verbannen, die Misbräuche abschaffen und die Fesseln des Volks zerbrechen wollte, eben dieses Volk misgeleitet durch seine Unwissenheit, und durch Bösewichter, die von seinem Feind erkauft worden, aufgewiegelt, sich wüthend gegen den rechtschafnen Theil seiner Mitbürger empörte, nichts

mehr achtete, alle Gesetze und Billigkeit unter die Füße trat, alles von Grund aus zerstörte, und mit Feuer und Schwerd bewafnet bis in den Pallast seines Königs drang, so daß binnen wenig Tagen dies schöne Reich auf seiner ganzen Oberfläche nichts als Ruinen und Leichen darbot.

Dies ist das schreckliche aber wahrhafte Gemählde aller der Uebel, die uns durch die boshafte Sprache einer Menge verworfener Schriftsteller zubereitet werden. Die Elenden! wie können sie wohl hoffen, dem Tod zu entgehen, wenn sie erst den Bürgerkrieg erregt haben? Und welches Unglück haben sie nicht bereits über uns gebracht, indem sie das Volk der Hauptstadt zur Empörung reizten, und ihm den Wahn einflößten, als wenn es der alleinige Gesetzgeber für ganz Frankreich wäre! Wir waren ruhig, hatten weder Tiranney noch Bastillen mehr, und der Pöbel von Paris befahl uns die Waffen zu ergreifen und Eroberungen zu machen. O der unbegreiflichen Thorheit! —

Diese unsinnigen, jedes guten Gedankens unfähigen Journalisten, an deren Spitze der Name eines **Brissot de Warville** steht, lästern unaufhörlich die Vernunft, die Wahrheit, und verbreiten überall das Gift der Verläumdung und der Bosheit, nichts ist ihnen heilig; das Völkerrecht wird von ihnen mit Füssen getreten, Tugend, Wahrheit und gute Sitten verhöhnt, und selbst die Dekrete der Nationalversammlung verdreht, und verunstaltet. Ohne Gefühl, ohne Gewissen

wissen belügen sie ganz Frankreich mit einer bey- spiellosen Unverschämtheit *), sehen ohne Schaam auf die Beweise ihrer boshaften Handlungen her- ab, und fahren ruhig fort ihre abscheulichen Leh- ren zu verbreiten.

*) Es waren kaum acht Tage verflossen, da Bris- sot in seinem Journal das Dekret der Versamm- lung anführte, welches ausdrücklich sagt, daß die Glieder der Vorigen, oder noch jezt bestehenden Municipalitäten, wieder aufs neue gewählt wer- den können, als eben dieser Brissot in der zwey- ten Hauptstadt des Reichs (Lyon) mehr als vier- tausend Blätter austheilen ließ, worin er in der Sprache des niedrigsten Pöbels dem obigen De- kret förmlich widerspricht, alle die schätzbarsten und gutdenkendsten Personen dieser Stadt mit dem Namen Aristokrat brandmarkt, und dem Volk dadurch keine andre Wahl übrig läßt, als unter Leuten, die von Geist und Herz verwahrloßt, und aller Achtung und Ehre unwürdig sind.

Wir wollen aus dieser Schandschrift Brissots und seinen Gesellen, nur noch den Bericht aus- heben, den er von dem Vorgang zu Lyon am 7ten Februar abstattet. Nie ist wohl unver- schämter gelogen worden, nie hat sich ein feiler Schriftsteller einer solchen Frechheit erkühnt.

Man kann hierüber einem unpartheyischen Au- genzeugen trauen, der beynah selbst in die Pro- scription der Lyoner Freywilligen wäre verwi- kelt worden, die blos allein von der schwarzen Bosheit und Rachsucht einiger ehrgeizigen Böswich- ter herrührte. Ich will mich hier nicht über diese Verrätherey einlassen, die Freywilligen von Lyon werden wahrscheinlich die Verläumdun- gen der Journalisten selbst widerlegen, nicht, in-

Mit Bedauren und Unwillen erblickt man unter dem Haufen dieser aufruhrpredigenden Scribler, einen Mann, der ehemals unverkennbare Beweise einer richtigen Beurtheilungskraft und vorzüglicher Talenten gegeben. Aber wenn auch ein kurzer Zeitpunkt eintrat, wo wir das Jahr 2440 nicht mehr für einen bloßen Traum hielten, und wenn auch dessen Verfasser bereits auf den Ruinen der Bastille herumgewandelt ist, muß er deswegen seinen Grundsätzen entsagen und gleich einem Wahnsinnigen handeln?

Vergebens seufzen die Freunde des Friedens, daß Ruhe und Eintracht wieder in Städte und Dörfer zurückkehren möge; das überall irre geleitete, verblendete, verführt und betrogene Volk kennt keinen Zaum und Zügel mehr, und überläßt sich der unbändigsten Frechheit, im ganzen Reich herrscht die Anarchie mit allen ihren Greueln, und jeder Tag droht neue Schrecken ...

Welche Hofnung bleibt uns noch in dieser allgemeinen Zerrüttung übrig? Können wir auf

dem sie dem ehrlichen Brissot einer Antwort würdigen, sondern dadurch, daß sie der Versammlung selbst, und dem bethörten Volk eine genaue und treue Rechenschaft ihrer Handlungen vorlegen. Ich begnüge mich hier zu erklären, daß Lyon eine der wenigen großen Städte Frankreichs ist, die mitten unter dem allgemeinen Sturm, den Frieden in ihren Mauren zu erhalten wußte, und daß sie dies Glück der Vorsicht und Rechtschaffenheit ihres Kommendanten Hrn. Imbert, und dem unermüdeten Eifer der Freywilligen zu verdanken hatte.

die Vaterlandsliebe rechnen? ach! sie beseelte uns nur wenige Tage, und damals nicht einmal allgemein. Können wir erwarten, daß die Abgaben gehörig entrichtet werden? Aber die ausübende Gewalt ist überall gehemmt, verspottet; der Handel liegt darnieder, überall entstehen Bankrotte, auf allen Seiten wandert man aus dem Reich; Raub, Gewaltthätigkeit, und sogar der Mord bleibt ungeahndet ...

Glücklich würden wir seyn, wenn einst das Volk seine Augen der Wahrheit öfnete, und durch die Erfahrung belehrt, alle diese aufrührischen Blätter, und erlogenen Berichte, als Fallstricke, die man seinem Leichtglauben legt, mit Füssen träte. Glüklich, wenn dies Volk die niedrigen Verläumdungen der schätzbarsten Personen in ihrer wahren Gestalt erkannt, und die Urheber derselben dem öffentlichen Fluch preis giebt; wenn es durch Eintracht, Friede und Geduld, die Ausgewanderten einladet, Handel und Ueberfluß wieder ins Vaterland zurück zu bringen. Noch glücklicher, wenn es endlich die politischen Systeme durchschaute, und in den angeblichen Freunden der Negern *) nichts anders, als eine

*) Diese vorgeblichen Freunde der Schwarzen, sind Feinde und Verräther ihres eigenen Vaterlandes, und nach allem, was man von Brissot gehört und gesehen hat, darf man sich nicht mehr wundern, ihn an der Spize dieser vom Londoner Kabinet erkauften Katilinas zu sehen.

Bande Verschworner erblickte, die uns unsre Kolonien, die Quelle unsers Reichthums entreissen wollen, und wenn es endlich nach langer Verblendung und Täuschung sich belehren läßt, was **Konstitution**, was **Gesetz**, was **ächte Freiheit**, was endlich ein **Bürger** ist, was er vermag, was er kann, und welche Pflichten ihm obliegen.

Zweite Abtheilung.

Ich habe in der ersten Abtheilung dieser Schrift erzählt, daß, nachdem der Ritter Dubourg einmal abgereist war, unsre elende Lage um vieles verbessert wurde, daß man uns Wäsche, und andere nothwendige Bedürfnisse lieferte, und daß uns Pannagi sowohl, als unsre Unteroffiziere, die jetzt nicht mehr gegen uns aufgehezt wurden, ziemlich in Ruhe liessen. Jetzt nahm ich mir vor, mich näher um die Verfassung von Malta zu bekümmern, damit ich bei meiner Rückkehr nach Frankreich im Stand wäre, Rechenschaft von meinem Aufenthalt abzulegen.

Als Festung habe ich die Insel und Stadt bereits geschildert, und man weis ohngefähr, was man hierüber zu glauben hat; wir wollen nun das Gemählde aus einem andern Gesichtspunkt betrachten.

Die Insel Malta ist eigentlich ein blosser Felsen, der durch einen achtzehn Meilen breiten Kanal von Sicilien getrennt wird. Die Trennung dieses Felsens von der ganzen Masse Siciliens, was vielleicht einst das Werk eines heftigen Ausbruchs des Aetna; denn nach allem, was man von diesem Vulkan gehört, und vor kurzem selbst erlebt hat, ist es höchst wahrscheinlich, daß Sicilien nicht immer eine Insel gewesen. Wer zweifelt wohl, daß sich nicht noch fürchterlichere Ausbrüche ereignet haben können, als derjenige war,

wodurch Messina und Reggio umgestürzt wurden da sogar die Meerenge, welche beide Städte von einander trennte, deren Umsturz nicht verhindern konnte?

Die Nähe des Vesuvs und des Aetna erregt die Vermuthung, daß beide Vulkane unter der Erde mit einander zusammenhängen, so daß wen der eine tobt, und seine schweflichten Materien auswirft, der andere ruht, und seinen kühnen Bewohnern Sicherheit gewährt. Indessen läßt sich doch die Sorglosigkeit der Neapolitaner kaum begreifen; wer weiß, ob man nicht dereinst nach Jahrhunderten Neapel eben so wieder entdeckt, wie man Herkulanum entdeckt hat? wer kann bestimmen, ob der Zeitpunkt der gänzlichen Zerstörung Kalabriens und Siciliens, nahe oder fern sey?

Die vom Kapitain Cook im Südmeer entdeckten Inseln, sind seiner Behauptung nach sämtlich durch Vulkanische Ausbrüche, von dem festen Land abgerissen worden, und seine Beweise gründen sich darauf, daß man auf denselben eine Menge verkalchter Steine, und Bimsstein antrift, welche das Daseyn eines Vulkans andeuten; man urtheile nun, welche Gewalt dazu erfordert wurde, diese Inseln so weit von dem festen Lande abzutrennen? Ich bin daher der Meinung, daß die Insel Malta ehemals einen Theil von Sicilien, und diese einen Theil von Italien ausgemacht hat.

Der Umfang von Malta beträgt ohngefähr funfzehn Meilen, die Länge aber etwa fünftehalb

Meilen, und die Mitte derselben ist mit einer kahlen Bergkette besetzt, auf der man keine Spur von Anbau bemerkt, dennoch ist die sogenannte Citta Vechia darauf gebaut.

Die Insel zählt ohngefähr sieben und zwanzig Casali oder Dörfer, welche alle ziemlich beträchtlich, und blühend sind, nirgends bemerkt man das Elend und die Armuth der französischen Dörfer, und doch kann man nicht behaupten, daß die Landleute glücklicher sind. Der größte Vortheil besteht in einer sehr sanften Temperatur der Witterung, welche vom Monat November an, bis zum März dauert, dann aber entsteht eine brennende Hize, welche allen lebenden Wesen beinah unerträglich ist; nur im März wird der Maltesische Bauer durch Stürme und Regen gezwungen, sein Haus zu bewohnen.

In Frankreich sieht man in allen Provinzen, elende Hütten, welche von allen Seiten offen, und von dem armen Bauer bewohnt werden, welcher der strengen Kälte, öfters ohne Holz, und nicht selten ohne Brod ausgesetzt ist. Auf Malta hingegen, wo man beinah beständig unter freiem Himmel schlafen könnte, hat der Bauer ein dauerhaft gebautes Haus, und sogar mancherlei Bequemlichkeiten dabei. Er braucht nur den Felsen auszuhölen, um Baumaterialien zu erhalten, und es wird keine grosse Mühe und Kunst dazu erfordert, einen weichen schwammichten Stein zu bearbeiten, eine gewisse Anzahl desselben übereinander zu setzen, und auf diese Art ein leidliches Haus aufzurichten. Indessen kann

man hiervon noch lange nicht auf die glücklichere Lage des Maltesers schliessen, denn wenn er gleich nicht weiß, was Frost und Eis ist, so hat er dafür auch keinen Begrif von der Unbequemlichkeit desselben, seine Uebel und Plagen sind, wie wir gleich zeigen werden, von einer ganz andern Art.

Man rühmt, wie mich dünkt, die Fruchtbarkeit der Insel Malta ohne Grund, denn man baut daselbst weder Korn, noch Gerste, noch Reiß, noch Wein, welches doch die vorzüglichsten Produkte eines fruchtbaren Landes sind. Man wird mir dagegen einwenden, daß diese Produkte durch andre ersetzt werden, und daß vermittelst des Handels ein an sich fruchtbares Land, sobald es nur Produkte hat, um die ihm fehlenden einzutauschen, nichts desto weniger sehr reich seyn kann. Ich gebe diesen lezten Saz zu, und behaupte dessen ohngeachtet noch ferner, daß die Insel Malta sehr unfruchtbar, und deren Bewohner unglücklich sind.

Auf diesem von der Sonne ewig verkalchten Felsen, findet man nur einige dünne Erdschichten, welche von Sicilien herüber gebracht worden sind, nun frage ich, wie kann eine solche Erde lange Zeit ihre vegetabilische Kraft behalten? Vergebens bedeckt man sie mit dem wenigen Dünger den man sammelt, sie wird sehr bald erschöpft, zerfällt in Staub, und muß alsdann mit grossen Kosten wieder erneuert werden.

Und welche Arbeit und Mühe erfordert hier der Landbau! Der Bauer muß mehr Zeit auf die

Erhaltung der Wasser-Kanäle und Deiche wenden, als auf den Anbau des Bodens; denn das Wasser der regnerischen Jahrszeit ist für ihn um so kostbarer, da er nachher vom März an bis in den December keines mehr hoffen darf. Da es ihm unmöglich ist zugleich zu pflanzen, zu erndten und zu verkaufen, so ist er gezwungen, Sklaven zu miethen, und diese theuer zu bezahlen.

Von seiner ganzen Erndte kann er nur etwas auf die Gartenfrüchte rechnen, dafür aber hat er zu bezahlen, das Kopfgeld. Die Herren Rechte, in deren Besitz die Baronen der Insel noch sind, die Salzsteuer, und hin und wieder einige Strafen; endlich muß er eine bestimmte Zahl von Tagen für den Orden umsonst arbeiten, so daß ihm wenig für sich übrig bleibt, wie denn überhaupt das Brodessen selten an ihn kömmt. Seine hauptsächlichste Nahrung besteht in gelben Rüben.

Man kann ferner ohne Uebertreibung behaupten, daß der Maltesische Bauer im eigentlichen Sinn Sklave ist, der Eigenthümer wacht beständig über den Anbau seines Feldes, und der Bauer wird von ihm nicht viel besser behandelt, als der Neger von seinem Pflanzer; denn der Herr macht keinen grossen Unterschied zwischen dem Bauer und dem Sklaven. Hierzu kommen noch die ewigen Bedrückungen der Ritter, die beinah immer auf der Jagd nichts schonen, überall herum streichen, alles unter die Füsse treten, den Eigenthümer so wenig, als sein Feld in Erwägung ziehen, und den Bauer, der sich Vorstellungen erlaubt, mit Stockschlägen zur Ruhe verweisen. Nimmt man noch

die Tirannei der Edelleute dazu, die sich an dem armen Bauer für den Stolz der Ritter rächen, so kann man sich einen kleinen Begriff von dem Elend des Maltesischen Landmanns machen.

In der Stadt, so wie auf dem Land findet er seinen Tirannen, und da er beinah auf jedem Schritt einem Ritter begegnet, so ist er unaufhörlichen Erniedrigungen, und nicht selten schlimmen Behandlungen ausgesetzt. Vergißt er z. B. einen Reverenz, eilt er zu schnell vor, hält er seinen Karren nicht gehörig an, oder steigt nicht von seinem Maulthier herunter, so erwartet ihn unausbleiblich der Stock.

Ein Bauer fuhr einst über die Brücke der Porta reale mit einem Karren voll Gemüß und Früchte. Der Ritter Surriano ein Sicilianer, der hier die Wache kommandirte, spazierte, den Hut in die Augen gedrückt, und mit dem Stock in der Hand auf dieser Brücke hin und wieder; er durfte nur einen Schritt seitwärts thun, so konnte der Bauer und sein Karren bequem vorbei kommen. Dieser aber fährt immer zu, und hält erst dicht vor dem Ritter an; weil er im eigentlichen Sinn nichts anders thun konnte. Surriano hebt seinen Stock, und versetzt ihm einige Schläge; der arme Bauer stürzt nieder auf seine Kniee, nimmt seine Müze ab, bekreuzigt sich, und empfängt die Züchtigung ohne Murren.

Ich habe diesen Auftritt nicht blos erzählen hören, sondern ihn selbst mit angesehen, indem ich vier Schritte davon auf meinem Posten stand. Hätte der Bauer nur ein einziges Wort erwiedert, so

lag er für sechs Monathe im Gefängniß, und erlaubte er sich eine unwillige oder gar drohende Bewegung, so war sein Urtheil gesprochen, er verlor die Hand, und wurde an den Galgen geknüpft.

Die Sicilianische Erde bringt auf Malta etwas Baumwolle, Kümmel, Pommeranzen und sehr viel Gemüse hervor. Diese nicht sehr überflüssigen Produkte, werden alle von den Eigenthümern zurückbehalten; dem Bauer aber überläßt man einen kleinen Theil Gemüs, welches er nachher in der Stadt zu verkaufen sucht, und von dem Ertrag sein Leben kümmerlich erhalten muß.

Wenn jedermann auf Malta Brod essen wollte, so würde man mit so wenig Landesprodukten kaum leben können; denn kaum trägt der Boden fünf Achtel des Ganzen, welches zur Ernährung der Insulaner erfordert wird. Ueberlegt man ferner, daß der Orden einen grossen Theil des Landes eigen besitzt, so wird man überzeugt, daß dem Landmann wenig übrig bleiben muß.

Es ist keine einzige Fabrik auf Malta vorhanden; alles wird aus Sicilien oder aus Frankreich gezogen, folglich bleibt dem Volk gar kein Mittel zum Erwerb und zur Erhaltung seines Lebens übrig; die Arbeiten im Hafen sind sehr unbeträchtlich, und also auch von dieser Seite bleibt dem Volk keine Hofnung des Erwerbs übrig.

Darf man nun darüber erstaunen, wenn der unglückliche Malteser sich für zwanzig Thaler an den Orden verkauft, und sich für diese elende Summe zum Galeerensklaven erniedrigt? In dem Augenblick, daß er dies Geld erhält, ist er seines

Brods sicher, dagegen wird er auch sogleich nach den Galeeren abgeführt, und daselbst an die Ruderbank gefesselt. In diesem Zustand bleiben sie so lange, bis sie Mittel finden, dem Orden diese Summe wieder zu erstatten, und diese Leute werden mit dem Namen **Buonavoglio** bezeichnet.

Nirgends ist der Handel so unbedeutend, als auf Malta; der Eigenthümer sammelt seine Erndte ein, verkauft sie, und damit ist alles gethan; an den Einkauf anderer Waaren, um sie wieder mit Nutzen zu verkaufen, wird gar nicht gedacht, denn dieser Handel ist ihm gewissermassen untersagt; wie man aus folgenden ersehen wird.

Sobald ein Schiff in den Hafen einläuft, so begiebt sich eine gewisse Gesellschaft, welche aus Kreaturen der Obern des Ordens besteht, zu dem Grosmeister, und zeigt ihm die Waaren an, womit das Schiff beladen ist; dann kömmt sie mit ihm vermittelst einer grössern oder geringern Summe überein, daß er ihr ein ausschliessendes Privilegium ertheilt, diese Waaren allein anzukaufen, und wieder zu verhandeln; welcher Vertrag Escala Franca genannt wird. Vermittelst dieses Vertrags kann sich das Kauffartheischiff an niemand anders, als an diese Gesellschaft wenden, wird dadurch von ihm in Kontribution gesetzt, und die Käufer suchen zuförderst die Summen, die sie dem Großmeister bezahlen mußten, durch den Handel zu gewinnen. Aus ihrer Hand kommen die Waaren nachher an den kleinen Krä=

mer, so daß die ganze Last dieser seltsamen Einrichtung auf das Volk zurückfällt.

Der Kornhandel gehört gleichfalls einer Gesellschaft, welche ihn ausschliessend betreibt, und den Namen der Universität führt. Diese Gesellschaft besteht aber nicht aus Maltesischen Einwohnern, sondern aus Rittern, welche von dem Orden dazu berechtigt sind, und dafür eine gewisse Summe, nicht an den Großmeister, sondern an den Schaz des Ordens bezahlen. Diese Gesellschaft holt auf den Fahrzeugen des Ordens, das Korn aus Sicilien; mit gutem Wind können sie die Fahrt binnen zwei Stunden zurücklegen, bringen aber jedesmal nur sehr kleine Ladungen herüber. Der Preis des Brods ist daher dem Volk immer zu hoch; weswegen ich oben behauptet, daß sich der Bauer größtentheils mit gelben Rüben ernährt; der Stadtbewohner ist nicht viel besser daran.

Der Arbeitslohn ist, wie oben gesagt worden, sehr unbeträchtlich, denn von der wenigen Baumwolle, wird nur ein geringer Theil auf Malta zubereitet. Dies ist ein Geschäft der Weiber, und sie erhalten für den ganzen Taglohn nicht mehr als sechs französische Sols, die noch sogar auf viere herunterschmelzen, wenn sie des Abends beim Oellicht arbeiten. Man urtheile nun, ob ihre Lage bequemer ist, als die des Bauren! Und doch ist diese Schilderung so genau wahr, daß man es diesen Unglücklichen kaum zum Verbrechen machen kann, wenn sie mit ihren Reizen etwas zu verdienen suchen; sie werden durch die

äusserste Noth dazu gezwungen, und man kann sicher behaupten, daß zwei Drittel des schönen Geschlechts auf Malta, von der Galanterie leben.

Alles trägt dazu bei, um aus dieser Insel einen Schauplatz der Ausschweifung und der Sittenlosigkeit zu machen. Die Liederlichkeit der Ritter, die Hitze des Himmelsstrichs, die unbändigen Leidenschaften der Fremden, die ankommen, mehr aber als alles dies, das Elend der Insulaner zwingt jedes Weib eine Messaline, und jede junge Mannsperson ein Ganymed zu werden. Ueberall ist der Fremde willkommen, wohlverstanden blos in Rücksicht seines Geldes, hat er dies, so sey er Schiffskapitain, oder Passagier, Offizier oder Matros, alles gilt gleichviel, er darf nur anklopfen, so werden ihm die Thüren eröfnet doch wird er des Anstandes halber mit einer Art Heimlichkeit eingeführt.

Anfangs glaubte ich, daß manches dem Anschein nach wohlhabende Weib, welches ein ansehnliches Haus bewohnte, nicht anders ausgieng als in die Kirche, und dann an der Seite ihres Mannes, mit allem Aeusserlichen der Bescheidenheit und Sittsamkeit erschien, daß, sage ich, ein solches Weib nothwendig eine treue Gattin, und eine gute Mutter seyn müsse. Aber hierin irrte ich mich gar sehr, und wurde mehr als zu oft von dem Gegentheil überzeugt.

Eine Frau dieser Art bewohnte ein ansehnliches Haus, ohnweit der Hauptwache von Marsa Musciete. Eines Abends, als ich dort Schild-

wache stand, erhob sich ein gräulicher Lärm in diesem Haus, und man schrie einigemal: Wache! Auf dies Rufen waren bald unserer fünf bis sechs Soldaten in dem Zimmer der Dame, und worüber war der Lärm entstanden? — Ueber zwei Matrosen, die sich weigerten, die Gunstbezeugungen zu bezahlen, die ihnen die Dame so eben erwiesen hatte ...!

Die Maltesischen Damen gehen selten aus, und erwarten, daß das gute Glück sie zu Haus aufsuche; dagegen halten sich die Männer, um dies Gewerb nicht zu stören, beinah immer ausser dem Haus auf, kommen sie ja einmal zur unrechten Zeit zu Haus, so bittet man sie sehr höflich einen Augenblick zu warten; kömmt aber ein Kundmann während sie noch zu Hause sind, so begeben sie sich mit der größten Bereitwilligkeit in den Hof, oder in ein anderes Zimmer. Dies Betragen widerlegt so ziemlich die Eifersucht, die man ihnen zuschreibt. Fällt es einem Ritter ein, eine solche Familie zu unterstützen, so erhält das Haus dadurch ein gewisses Ansehen, und es scheint, als wenn der Adel desselben auf dessen Konkubine, und deren Eheherrn übergienge.

Es giebt Baronessen auf Malta, welche den ersten Rang unter den galanten Weibern behaupten, aber diese Kreaturen haben sich gewöhnlich selbst in den Adelstand erhoben, indem sie öffentliche Beischläferinnen irgend eines alten Baillifs sind, der ihnen seinen Adel auf Kosten ihrer Ehre übertragen hat. In der Intrigue sind sie Meister, und von ihnen hängen die Gna-

denbezeugungen des Ordens, zuweilen ganze Kommenthureien, ja öfters sogar die Grosmeisterschaft ab, wovon ich in der Folge ein Beispiel anführen will.

Die einzigen wirklich achtbaren Personen auf Malta, sind die wahren **Barone** und **Baronessinnen** der Insel, deren Stolz dem der Ritter nichts nachgiebt, daher sie auch selten zusammen kommen, um einander nicht nachstehen zu dürfen. Der hochmüthige Europäer lacht über diesen gerechten Stolz, hütet sich aber dennoch ihn zu reizen; denn er erinnert sich, daß diese Barons vor ihm die Insel eigenthümlich besessen, daß sie ihre Ansprüche nicht verloren haben, und immer noch zu fürchten sind. Der Orden sucht sie daher auch soviel möglich von seinem Zirkel zu entfernen, obgleich die mehrsten unter ihnen einen ältern und ächten Adel beweisen können, als manche der ersten Ritter. Der ganze Umgang zwischen diesen Barons und den Rittern schränkt sich auf Ceremonie Besuche ein, wo jeder Theil die strengste Etikette beobachtet, und seiner Würde ja nichts zu vergeben trachtet.

Diesem nach sollte man glauben, daß auf Malta der Luxus ziemlich unbekannt ist, und wirklich bemerkt man überall nichts anders, als die in heissen Gegenden so höchst nöthige Reinlichkeit. Der Malteser kleidet sich einfach, und die Farbe seiner Kleider entspricht der Stimmung seines Charakters, die gewöhnlich ins Ernsthafte fällt, so daß man ihn selten lustig und heiter sieht. Die Kleidung der

Wei-

Weiber stimmt mit dem Geschmack der Männer überein; ihre ganze Kleidung besteht aus einem schwarzseidenen Rock, und einem Schleier oder **Faldeta** *) von gleicher Farbe und Stoff, welche den Kopf und die Brust einhüllt. Diejenigen, welche am galantesten gehen, setzen ihre Haare nach griechischer Art auf, und schlingen einen Streif Mousseline oder Spizen darum, dessen Ende auf die Schulter herabfällt; auch schlagen sie die **Faldeta** mehr zurück, so daß man die goldnen Ohrgehänge, Halskette und Armbänder, nebst dem fei-

*) Die Faldeta ist eigentlich nichts anders, als eine Schürze, aber der Gebrauch derselben ist sehr von dem, so die Damen in Frankreich davon machen, verschieden. Die Malteserinnen verhüllen sich den Kopf damit, so daß die ersten Falten entweder auf den rechten oder linken Schlaf herunterfallen, die beiden Enden werden hernach vorne über die Brust heruntergezogen, so daß sie damit das Gesicht nach Belieben verbergen oder sehen lassen können. Nie erscheinen sie öffentlich, ohne diese Faldeta und den schwarzseidenen Rock, zu Haus aber, oder bei Bekannten legen sie beides ab, und erscheinen dann in einem einfachen Korset von Baumwolle oder Seide, und einem hochfarbigten Unterrock. Die gemeinen Weiber kleiden sich eben so, mit dem Unterschied, daß ihre Faldeta und Rock von Zeug sind. Merkwürdig ist es, daß die Hemden der Malteserinnen nicht über die Hüften hinuntergehen, es sey nun wegen der Theurung der Leinewand, oder wegen dem öftern Umwechseln, welches die grosse Hize nothwendig macht; oder endlich aus einer wirklich seltenen Reinlichkeit.

nen Busentuch, und die goldne Spize an dem Korset zu sehen bekömmt. Das Fuswerk ist ausnehmend reinlich, und niedlich gekleidet, und wird durch den leichten, höchst anmuthsvollen Gang noch mehr erhoben. Man könnte sich in eine Malteserin blos des Gangs wegen verlieben. Ueberhaupt sind sie klein, aber schön, niedlich gewachsen, und von sehr feinem Teint, ihr Auge ist schwarz, lebhaft, und der Busen hinreissend; nichts fehlt ihnen zur vollkommenen Schönheit, als weisse Zähne; diese aber sind größtentheils sehr schwarz.

Dieser Fehler rührt von dem Cisternen-Wasser her, welches auf Malta allgemein getrunken wird. Auf der ganzen Insel findet man nur eine einzige Quelle, und diese ist in dem Boschetti des Grosmeisters, von da wird sie vermittelst der Röhren bis zu einem Behältniß, dicht bei der Porta reale nach der Stadt geleitet; und von hier zertheilt sie sich in zwei Kanäle, deren einer nach dem Pallast des Grosmeisters, der andere nach dem Bagno der Sklaven hinfließt.

In dem Pallast darf niemand Wasser holen, denn das Behältniß ist verschlossen, noch weniger in dem Bagno, dessen Eingang jedermann ist. Wollte man die Frage aufwerfen, warum die Sklaven in diesem Punkt einen Vorzug vor den Einwohnern haben, so dient zur Antwort, daß ein türkischer Sklave dem Baumeister, der es unternahm, jene Wasserleitung zu errichten, die ersten Grundsätze der Hydraulik lehren mußte. Der Baumeister mußte, als er mit seiner Leitung an die Stadmau-

ren kam, nicht mehr was er anfangen sollte. Der türkische Sklave kam ihm zu Hülfe, und lehrte ihn, daß das Wasser gerade so hoch stiege, als es herunter gefallen, und zur Belohnung erhielt er nebst seiner Freiheit, die Erlaubniß einen Kanal desselben Wassers nach dem Bogen zu leiten. Ein edler Zug des Türken, der auch seine unglücklichen Brüder nicht vergaß.

Die Ritter werden zwar hierwider einwenden, daß an beiden Ecken des auf dem grossen Plaz neuerbauten Ordens-Hauses, zween Springbrunnen angebracht worden, welche vom Morgen bis zum Abend Wasser geben; dennoch ist hierwider zu bemerken, daß nur die Nächstwohnenden diesen Vortheil benuzen können, und die übrigen alle auf das Cisternenwasser eingeschränkt sind.

Allerdings würde die Quelle des Boschetti nicht für alle hinreichen, und so schreibt also die Noth Gesetze vor; aber warum entzieht man dem armen Landmann auch das reine Wasser, er, der ohnehin auf eine armselige Kost eingeschränkt ist. Es scheint wenigstens natürlich, daß der Landmann, der die Erde im Schweiß seines Angesichts baut, einer solchen Erquickung noch eher bedarf, als der Bürger in Städten, der sich zuweilen in dem Wein entschädigen kann. Und dann ist ja diese Quelle nicht einmal um des Volkswillen mit so großen Kosten nach der Stadt geleitet worden, sondern blos für den Grosmeister und seinen Anhang. Doch wir kehren wieder zu dem Frauenzimmer zurück.

Dem Charakter nach haben die Malteserinnen grosse Aehnlichkeit mit den Französinnen, sie sind empfindungsreich, großmüthig, rachsüchtig, äusserst wohllüstig, aber dabei so abergläubisch, daß sie die Hälfte des Vergnügens dadurch einbüssen. Ihre Geistlichen verdammen diesen Hang zur Wollust nicht, nur verbieten sie ihnen das Sehen und Berühren; über beides halten sie sehr gewissenhaft, und gehen hierinn von allen andern Frauenzimmern ab.

In einem andern Punkt nähern sich die Malteserinnen dem türkischen Frauenzimmer, indem sie gerne ihren Geliebten zum Zorn reizen, um von ihm geschlagen zu werden; auch thun sie, gleich den Türkinnen, durchaus nichts, und hassen jede Beschäftigung. Ihr ganzes Leben ist zwischen Müssiggang und Liebe getheilt, und die Sorge für das Hauswesen fällt auf den Mann, oder auf den Sklaven zurück, wenn sie vermögend sind einen zu halten.

Täglich kann man dergleichen geduldige Ehemänner, mit dem Degen an der Seite, und der Brille auf der Nase auf dem Markt erscheinen, mit dem Fleischer, Becker, und Gewürzkrämer handeln, und dann gleich Maulthieren beladen, gravitätisch nach Haus zurückkehren sehen, während die Dame nachläßig auf ihre Küssen hingestreckt, der Geschäftigkeit des Mannes ruhig und gelassen zusieht.

Jeder Malteser wird als ein Soldat des Ordens betrachtet, und jeder Bürger macht auf einen höhern Rang Anspruch, und trägt deshalb bestän-

dig einen Degen. Geistliche und Rechtsgelehrte tragen Brillen; in der Stadt ist dies vielleicht eine Art von Eitelkeit, aber auf dem Land wird die Brille nothwendig, weil die Sonnenstrahlen so mächtig von dem ohnehin weissen Felsen zurück geworfen werden, daß es die Augen nicht ertragen können. Dieserwegen findet man unter den alten Leuten, auf dieser Insel, eine grosse Menge Blinder. Die Brillen, deren man sich auf dem Land bedient, sind von grünem Glas.

So bequem die Damen der Stadt leben, so mühselig ist dagegen die Lebensart des armen Bauer-Weibs. Den ganzen Tag steht diese gekrümmt auf den Feld, pflanzt, sammelt, und schaft nach Haus. Die Nacht über wird das Gemüs zubereitet, welches den folgenden Morgen zur Stadt auf den Markt soll, und mit Anbruch des Tages machen sie sich dahin auf den Weg, immer Baarfuß ohne Rücksicht der Witterung, und dann kehren sie in der brennendsten Sonnenhize wieder nach Haus zurück. Glücklich, wenn sie bei ihrer Zurückkunft ein Stück Brod, ein Glas Wein zu ihrer Erquikkung fänden; aber Cisternenwasser und gelbe Rüben ist alles, was sie erwarten können.

Eben so verschieden ist das Schicksal der Männer in der Stadt und auf dem Land. Im Allgemeinen ist der Malteser von kleiner Statur; wollte man aber einen Bauren neben einen Bürger stellen, so würde man kaum glauben, daß beide so nahe bei einander gebohren werden. Der Bauer ist wohlgewachsen, männlich und voller Kraft, und wenn auch seine Gesichtsbildung etwas hart auf-

fällt, so rührt dies blos von seinem starken Knebelbart, und seiner von der Sonne verbrannten Haut her, seine Züge sind übrigens sehr regelmässig. Er geht beinah immer baarfuß, nur in der Regenzeit umwickelt er seine Füsse mit einem Stück Leder, das er in Gestalt eines Kothurns an dem Knöchel befestigt. Sein übriges Schicksal ist bereits oben geschildert worden.

Bei gewissen Feierlichkeiten pflegt man auf Malta ein zwei bis drei tägiges **Karneval** zu erlauben; bei solchen Angelegenheiten vergißt der Bauer alle sein Unglück, springt herum, tanzt, lärmt, und lacht, als wenn er das glücklichste Geschöpf der Erde wäre. Ich habe oft diesen Lustbarkeiten beigewohnt, und erinnerte mich immer lebhaft alles dessen, was ich über den Tanz der Wilden in Reisebeschreibungen gelesen hatte. Hier findet man eben dieselben Verdrehungen des Körpers, dieselben Grimassen; sie stossen und schlagen sich, heben einander empor, steigen übereinander in die Höhe, schwanken mit ausgedehnten Armen hin und her, und klatschen nach dem Takt in die Hände. Diese Springe begleiten sie mit einem durchdringenden Geschrei, und sprechen dazu einige barbarische Worte, wovon ich nie etwas verstehen konnte *). Bei

*) Die Maltesische Sprache ist ein verdorbenes Arabisch, und äusserst hartklingend. Einige Silben ausgenommen, gleicht sie der Sprache von den barbarischen Küsten, auch verstehen sie sich sehr gut, mit den Bewohnern der östlichen Küste von Afrika. Unter andern sprechen sie den Buchstaben H mit solcher Gewalt durch den Gau=

diesen Tänzen kommen gewisse Gebehrden und Stellungen vor, die der Sittsamkeit nicht sehr entsprechen, auch hält sich das Frauenzimmer immer von solchen Kreisen entfernt, ob sie gleich übrigens über nichts erröthen. Eben so sorgfältig weichen die Ritter diesen lustigen Tänzen aus, weil ihre Gegenwart das ganze Fest stören, und Furcht an die Stelle der Freude treten würde.

Zuweilen giebt der Orden, während solchen Karnevals, dem Volk eine sogenannte Cocagna, wobei man denn sieht, wie sich die Bauren um einen Schöps oder eine Ziege herumbalgen *). Selbst diese Feste geben einen neuen

men aus, daß es jedem Fremden unmöglich wird es ihnen nachzuthun. Seitdem die Italiäner den Hafen von Malta besuchen, sprechen die mehrsten Einwohner der Stadt italiänisch, jedoch größtentheils nur mit Fremden.

*) Das Wort Cocagne bezeichnet eine Art Wettrennen, oder Spiel, wo man um einen gewissen Preis wetteifert. Die Sache ist folgende: Auf dem grossen Plaz dem Pallast des Grosmeisters gegen über, wird ein Gebäude von unten bis oben mit einem Gitter von Strickleitern versehen, und diese Leiter hin und wieder mit Pommeranzen, Citronen und Granatzweigen durchflochten. Ganz oben auf diesem künstlichen Berg steht ein Globus von Papier, welcher mit Tauben und andern Geflügel angefüllt ist; auch sind Schöpse, Schweine, Ziegen, zuweilen ein paar Ochsen, Brod, Käse, u. s. w. daselbst angebracht. Auf einen Pistolenschuß von dem Balcon des Pallasts, öfnet sich dann die Kugel, die Vögel fliegen aus, und

Beweis von dem Elend des Volks, indem da, wo dasselbe glücklich ist, kein Bauer für das beste Stück der Cocagne einen Schritt thun würde.

Bei solchen Gelegenheiten scheint der Malteser seinen Charakter abzulegen, einen Augenblick

die Cocagne wird dem Volk zum Plündern Preis gegeben.

Der Grosmeister Pinto gab zuweilen Cocagnen, aber von ganz anderer Art. Das Gitter wurde in dem grossen Saal seines Pallasts errichtet, und statt der Thüre mit Galanterie-Waaren von Gold und Silber behangen. Sobald aber die Personen, die zum Plündern bestimmt waren, sich versammelt hatten, wurden die Thore des Pallasts verschlossen. Alle diese Kämpfer kleideten sich nackend aus, und auf ein gewisses Zeichen kletterte man von allen Seiten das Gitter hinauf, so daß der wollüstige Grosmeister das ganze Schauspiel übersehen konnte. Die Kletterer waren Frauenzimmer.—

Noch giebt es eine andere Art Cocagne für das gemeine Volk. Man errichtet auf dem grossen Plaz einen Mast, dessen Spize mit einem Reif versehen ist, woran einige kleine Thiere, Käse, und dergleichen hangen. Der untere Theil des Mastes wird mit Seife bestrichen, damit die Kämpfer ausgleiten mögen. Diese Art Cocagne wird alle Jahre im Monath May gefeiert.

Zuweilen läßt der Orden auch Wettrennen zu Fuß und zu Pferde halten, deren Preise demjenigen zufallen, der zuerst das Ziel erreicht. Sie bestehen gewöhnlich in Stücken groben Tuchs, Kattun, u. s. w. und das Pfingstfest ist zu diesen Spielen bestimmt.

seine Sklaverei zu vergessen, und freien Menschen nachzuahmen. Ueberall in dem Dorf, und der Stadt Valette selbst werden Bälle gegeben, man läuft zusammen, zieht aus einem Haus ins andere, und eben diese Menge Menschen und Barken, die damals den Hafen durchkreuzten, gaben uns bei unsrer Ankunft einen günstigen Begriff von Malta.

Ausser solchen Gelegenheiten behauptet der Malteser immer seinen ernsthaften Charakter. Die Bürger der Stadt leben beinah in keiner Gesellschat miteinander, jeder lebt und webt für sich allein, beobachtet seine Nachbarn, und sucht sorgfältig jede Gemeinschaft mit den Rittern zu vermeiden. Fallen Heurathen vor, so wird die Ceremonie ohne Geräusch, ganz in der Stille vorgenommen, man tanzt einige gravitätische Menuetten, sezt sich zu einem frugalen Mahl, nach dessen Endigung jeder nach Hause geht, und den andern lange Zeit nicht wieder zu sehen bekömmt.

Von dem Ritter wird der Bürger so wenig geschäzt, als der Bauer, und sie würden sich dieselbe harte Behandlung gegen erstern wie gegen leztern erlauben, wenn sie nicht seine Rache fürchteten. Die Bürger gehn dem Ritter von weitem aus dem Weg, und nehmen zuweilen einen grossen Umschweif, blos um ihm nicht zu begegnen. Einst sah ich zween Bürger zu dem Seethor herein kommen, denen kurz nachher der Wagen des Grosmeister folgte, andiamo presto, sagte der eine zum andern, Sparguaremo una Ca-

pellata, „Laß uns eilen, so ersparen wir uns ein Kompliment.“ —

Der etwas mehr als der Bauer gebildete Bürger, fühlt auch das schlimme seiner Lage tiefer; sein ganzes Leben durch schwebt er zwischen Furcht und Hofnung, und diese Gemüthsstimmung macht ihn finster, unmuthig, und verschlossen gegen andere. Er lebt eben so mäßig und nüchtern als der Bauer, besitzt aber darum weder dessen Temperament, noch seine körperliche Stärke, im Gegentheil ist er größtentheils hager, blaß und entstellt.

Obgleich der Ritter es nicht wagt, ihm gleich dem Bauer mit dem Stock zu drohen, so ist er doch manchen demüthigenden Bedrückungen ausgesetzt, die um so tiefer kränken, weil er sich nicht dafür rächen darf. Wir wollen ein Beispiel dieser Art hieher setzen, welches zugleich empörend und komisch ist.

Ein italiänischer Korporal unsers Regiments, verließ eines Tags die Kaserne, und lief aufs freie Feld hinaus, bis ihn endlich Müdigkeit und Hunger nöthigten, in dem nächsten Dorf einzukehren, wo er sich bei einem Notar anmelden ließ. Hier giebt er vor, er habe so eben seinen Vater verloren, und seine Familie fordere von ihm eine Vollmacht, um die Erbschaft zu berichtigen, weshalb er den Notar bäte, ihm mit gutem Rath beizustehen.

Der Notar, der einen Klienten an dem Soldaten zu finden glaubt, läßt ihm Erfrischungen vorsetzen, und giebt ihm sogar, wegen der

Hitze des Tages eine leichtere Kleidung. Der Italiäner erschöpft sich in Bücklingen, und setzt sich endlich im schwarzen Rock zu Tisch, einen Augenblick nachher aber, geht er unter dem Vorwand einiger Bedürfnisse hinaus, und läßt den guten Notar sitzen, welcher jetzt erst dem Betrug merkt.

Den folgenden Tag begiebt er sich nach der Stadt, und nimmt den Rock und den Säbel des Korporals mit zu dem Major; dieser aber verweist ihn an den Obristen. Man erwartet vielleicht, daß der Marquis Freslon den Rock und den Säbel annehmen, dem Notar für seine Ehrlichkeit danken, und den Korporal bestrafen lassen würde? Nichts von alle dem. Statt ihm seinen schwarzen Rock zurückzugeben, läßt Freslon den Notar in dem Quartier arretiren, ihm einen Soldatenrock anziehen, und befiehlt, daß er so lange die Wache beziehen soll, bis der Korporal sich wieder eingefunden hätte. So mußte also der arme Kerl, der kaum fünf Schuh hoch, und schon bei Jahren war, mit einer ungeheuren Perrucke auf dem Kopf, Schildwache stehen, und troz aller Bemühungen seiner Freunde acht Tage lang Soldat bleiben. Endlich wurde der entlaufene Korporal wieder eingezogen, nach der Kaserne zurück gebracht, und der Notar frei gegeben.

Ohnerachtet des Komischen dieses Auftritts, kann man sich des Unwillens gegen eine solche Mishandlung eines Unschuldigen nicht erwehren. Die Frechheit des Marquis Freslon überschritt alle

Gränzen, und kaum kann man glauben, daß er fähig war, einen Mann, der ein öffentliches Amt verwaltete, ohne Rücksicht auf Alter und Stand so unwürdig zu behandeln. Indessen ist es eine Thatsache, nach der man die Freiheit eines Bürgers von Malta beurtheilen kann.

Alles scheint sich überhaupt zu vereinigen, um diese Insulaner unglücklich zu machen, denn ausser dem, daß sie unter dem eisernen Scepter des Despotismus gebeugt, in Armuth und Elend schmachten, seufzen sie auch noch unter dem Druck des Aberglaubens. Eine Menge müssiger Mönche helfen ihm seine sparsamen Nahrungsmittel aufzehren, unterdessen, daß er stillschweigend diese Leute verehrt, die ihn mit einer beispiellosen Unverschämtheit bestehlen, und auf alle Art hintergehen; denn da giebt es keine List, keinen Kniff, der nicht benuzt wird, um den armen Malteser in Kontribution zu setzen.

Jeden Tag hat er das Fest eines neuen Heiligen zu feiern, und da ein solcher neugebackener Heiliger der Beisteuer der Gläubigen bedarf, um sich dem Thron der Gottheit nähern zu können, so benuzt dies der Mönch, um sich aller Beutel zu bemächtigen, und brandschazt seine Beichtkinder ohne Schaam und Scheu. Folgende Anekdote wird einen Heiligen dieser Art näher kennen lehren.

Ein türkischer Sklave wurde überrascht, als er etwas Sallat in einem Garten stahl; ein Malteser, der Zeuge von dem Diebstahl war, meldete es dem Aufseher des Bagno, der dem Muselmann hundert Streiche mit dem Ochsenziemer auf die

Fussohlen geben ließ. Einige Zeit nachher wurde dieser Sklave losgekauft, und kehrte nach seiner Vaterstadt Tunis zurück.

So wie man auf Malta die gefangenen Türken verkauft, eben so werden die gefangenen Malteser zu Algier, Tunis, und Tripolis behandelt, und zwar von Rechtswegen. Der Türke bedient sich hier blos des Vergeltungsrechts gegen den Christen, der in seinem Land plündert, und seine Landsleute zur Sklaverei verdammt. Selbst bei diesem Sklavenhandel ist der Türke eher zu entschuldigen als der Christ, denn er war nicht der erste der kam, unsre Küsten mit Feuer und Schwerd zu verheeren, und mit dem Dolch in der Hand, unser Eigenthum zu plündern. Auch lehrt ihn sein Koran nicht, daß man sich der Gottheit angenehm mache, wenn man seine Nebenmenschen, unter dem Vorwand, daß sie eines andern Glaubens wären, ermordet. Der Türke hat sich vertheidigt, so oft er angegriffen wurde, und wenn er zuweilen seine Rache etwas weit trieb, so geschah es, weil man sich kein Gewissen daraus machte, das Natur und Völkerrecht in seiner Person zu verletzen. Doch wir kehren zur obigen Geschichte zurück.

Einige Zeit nachher wurde ein Maltesisches Schiff von einem Korsaren genommen, und die Mannschaft nach Tunis zum Verkauf gebracht. Unter diesen erkannte der obenerwähnte Türke den Malteser, der ihn wegen des Salladiebstahls verrathen hatte, und kaufte ihn. Sobald er dessen Herr war, ließ er ihm die hundert Prügel auf die Fussohlen, die er zu Malta erhalten hatte, wieder,

bezahlen, und insofern war er mit dem Vergeltungsrecht zu entschuldigen; aber nachher gieng er in seiner Rache noch weiter, und ließ den armen Malteser so lange peinigen, bis er kurz nachher starb.

Sobald die Nachricht von seinem Leiden und Tod nach Malta kam, wurden in allen Kirchen grosse Feste angeordnet. Die Mönche besangen diesen neuen Märtyrer des Glaubens, erhoben ihn bis zum Himmel, und die Prozessionen, Todenfeiern und Gebete aller Art dauerten neun Tage lang. Man sprach auf Malta von nichts Geringerm, als von der Ausrottung der ganzen Mahomedanischen Religion, und wollte den Pabst ersuchen, einen neuen Kreuzzug anzuordnen, um über Tunis herzufallen, und den Barbaren die kostbaren Reliquien des neuen Heiligen zu entreissen. Jeder meldet sich jetzt als einen Verwandten, Freund oder Bekannten desselben, die höchsten Tugenden werden ihm angedichtet, und doch war dieser Heilige weiter nichts, als ein armer Kartenschieber gewesen, der um sein Brod zu verdienen sich auf ein Kaperschiff verdungen hatte.

Auf diese Art ist der Aberglaube der Malteser eine unerschöpfliche Quelle für die Habsucht der Mönche, deren wenigstens zweihundert ganz auf Kosten der ohnehin armen und unterdrückten Einwohner leben. Die Gewalt der Täuschung ist allein schon mächtig und gefährlich genug, in den Händen ehrgeiziger und boshafter Mönche; aber damit begnügen sich die Geistlichen auf Malta nicht, sondern haben auch noch die Inquisition einge-

führt, um den Geist des Menschen vollends zu erdrücken.

Wieviel Verbrechen, welch eine Menge Bluts wäre erspart worden, wenn alle Völker, bei denen die Mönche sich zeigten, sie eben so aufgenommen hätten, wie der Khan der Tartarn im Jahr 1246 die Emissarien des Pabsts Innocent des IVten aufnahm! Diese Gesandschaft bestund aus Jacobinern und Franziscanern, an deren Spize die Brüder Ascelin und Plan-Carpin stunden. Diese kamen, um dem Khan zu befehlen, daß er sich taufen lassen müsse, und ihm von Seiten des Pabsts anzudeuten, daß er von seinen Eroberungen in Asien abstehen solle. Als sie vor dem Khan erschienen, weigerten sie sich, die ihm nach Landessitte übliche Ehrfurchtsbezeugung zu erweisen, und sprachen sogleich von seiner Taufe. Die Antwort, die darauf erfolgte, berichtet Bruder Ascelin selbst in folgenden Ausdrücken.

„Die Tartarn geriethen durch diesen Antrag in Wuth, und sagten den Mönchen, sie dächten nicht daran, Christen und Hunde zu werden wie sie; ihr Pabst wäre ein Hund, so wie sie selbst." Der Bruder Ascelin wollte hierauf antworten, konnte aber vor dem Tollen und Lärmen der Tartarn nicht zum Wort kommen *).

Mit Hülfe der Inquisition haben die Mönche der Malteser in der Dummheit des blinden Glaubens er-

*) Bergeron voyages en Asie dans le XII. XIII. et XVem Siècle in 4. Haye 1735. pag. 68.

halten. Alles was der Geistliche zu ihm sagt, ist für ihn eine Stimme des Himmels, und da man seine Einbildungskraft täglich durch neue Feste, und durch den Pomp der Ceremonien zu blenden sucht, so wird er stets bei seinem abergläubischen Irrthum erhalten.

Das Betragen des Maltesers in der Kirche flößt Mitleid und Bedauren ein. Er liegt wie ein Sklave auf den Knieen, mit über der Brust gekreuzten Armen, stößt von Zeit zu Zeit laute Seufzer aus, und hebt die Augen gen Himmel empor, indem er sich mächtig vor die Brust schlägt. Zuweilen berührt er mit der Stirne die Erde, und scheint stets die Aufmerksamkeit des Priesters auf sich ziehen zu wollen, der in seinem Herzen über seine Grimassen lacht. Kömmt einer dieser heiligen Herren bei ihm vorüber, so rutscht er auf den Knieen zu ihm hin, und sucht ihm die Hände zu küssen, während der Geistliche seine Schritte verdoppelt, und nicht eher auf ihn merkt, bis er ihm nicht mehr ausweichen kann.

Die Weiber gewähren einen nicht weniger seltsamen Anblick. Langsam und gravitätisch, den Rosenkranz in der Hand, und die Andacht auf dem Gesicht, kommen sie nach der Kirche, und bilden eine Gruppe um den Beichtstuhl herum. Mit unverwandten Blicken auf diesen, erhalten sie die Lippen in beständiger Bewegung, und erwarten mit Ungeduld den Augenblick, wo der Priester aus seinem Winkel heraustritt, um ihm alsdenn die Hand zu küssen. Aber hier läßt sich der Schelm nicht

lange nachlaufen, vielmehr reicht er einer nach der andern, und zwar immer der Schönsten zuerst die Hand dar.

Ich trat eines Tages in die Kirche von Santa Maria, und bemerkte gleich beym Eingang zur Rechten, oberhalb eines kostbar geschmückten Altars, drey große Gemählde, welche mit silbernen Kronen, goldenen Ringen und sogar hin und wieder mit Diamanten geschmückt waren. Ich trat näher und sah, daß das mittlere die Jungfrau Maria, die beyden andern aber eine Prozeßion vorstellten. Unter diesen Gemählden war folgende Inschrift zu lesen:

„Nachdem die Tapferkeit der Ritter von Rhodus genöthigt war, der vereinigten Macht des ottomannischen Reichs nachzugeben, so beschloß der Grosmeister Villiers de l'Isle Adam, mit dem Sultan Soliman zu kapituliren. Er erhielt, daß alle seine Ritter Rhodus verlassen, und alles, was sie konnten, mit sich fortnehmen durften, worauf sie zu Schiff gingen und sich auf Malta niederliessen. Sie hatten bereits an dem Seeufer, wo jezt das Dorf steht, einige Wohnungen aufgeschlagen, als eine Schildwache mitten in einer sehr dunkeln Nacht ein helles Licht mitten in der See bemerkte.“

„In der Meynung, es wäre ein Schiff, gab sie das gewöhnliche Signal; man wartete nachher eine Weile, aber das Licht rückte immer weiter vor und blieb endlich dicht vor dem Hafen stille stehen. Da man ausser ihm gar nichts anders bemerkte, so fing man an unruhig zu werden, rief ihm verschie-

denemal zu, aber niemand antwortete. Endlich wagt sich eine Barke auf das Licht zuzufahren, und sobald sie bis auf eine gewisse Nähe gekommen, bemerkt man, daß das Licht über dem Wasser, und zwar dicht vor einem Gemählde schwebt."

„Nun verschwand die Furcht und die Leute der Barke giengen darauf los; aber so wie man das Bild anfaßen will, um es in die Barke zu bringen, zieht es sich zurück. Anstatt es weiter zu verfolgen, eilen sie zurücke ans Ufer, um das gesehene Wunder zu verkündigen, alles macht sich auf die Beine, die Kanonen werden gelößt, die Glocken geläutet, die Galeeren ausgerüstet, alle Ritter gehen an Bord und fahren mit dem Grosmeister an der Spitze auf das Gemählde zu, welches noch immer vor dem Hafen schwebte. Nur allein von den Händen des Grosmeisters ließ es sich fassen, und jezt erkannte man es für das Marienbild, welches die Ritter zu Rhodus vergessen hatten. Es wurde mit großem Pomp in diese Kapelle gebracht, und die beyden daneben hängenden Gemählde dienen zur Bestätigung dieses großen Wunders." —

Vortreflich! dachte ich bey mir selbst, so lang aber der Orden dies Wunder mit nichts anders, als den beyden Seitengemählden bestätigen kann, so ist es jedem ehrlichen Christen zu verzeihen, wenn er die ganze Sache bezweifelt.

Ueberhaupt fand ich bey der Vergleichung der Religionsgebräuche von Malta mit den in Frankreich üblichen, Stoff genug zu mancherley Betrachtungen. Unter andern erkundigte ich mich, war

um so wenige Leichenbegängnisse vorfielen? Die Antwort war, der Bürger und Privatmann sey zu arm, um den Arzt, Wundarzt und das Leichenbegängniß zu bezahlen, weswegen die Malteser sich größtentheils nach dem Hospital bringen liessen und daselbst stürben. Uebrigens würden sie daselbst von denselben Leuten behandelt und verpflegt, die sie zu Hause haben könnten, folglich wäre hier nichts zu wählen. —

Ich übergehe die übrigen Ceremonien, welche, wie überall, größtentheils dahinauslaufen, daß der Priester dafür bezahlt soll werden, oder das gemeine Volk in Ehrfurcht gegen die Geistlichkeit zu erhalten. Bey der Prozeßion am grünen Donnerstag erscheinen zwanzig bis dreyßig Kerls mit schweren Ketten behangen, die sie auf dem Pflaster nachschleppen und ein fürchterliches Geräusch machen. Ich bedauerte diese Leute anfangs als Schlachtopfer des Aberglaubens, erfuhr aber nachher, daß sie von den Mönchen bezahlt würden, diese Rolle zu spielen.

Etwas leidlicher ist noch der Anblick der Männer und Weiber bey den Paßionspredigten, da seufzt eins, das andre weint, das dritte schlägt sich stark vor die Brust und ruft einmal über das andre Hoimá (Oimé oder wehe mir!) ja es giebt welche, die das Gesicht, gleich rasenden Menschen, bis zu Konvulsionen verzerren. Des Abends, wenn die Glocke des Angelus schlägt, stürzt alles nieder auf die Knie, zu Haus oder auf freyer Straße und fängt an zu beten. Der

Fremde, der sich hier des Lachens nicht enthielt, würde nicht gut angesehen werden.

Ihr liebstes Gebet ist der Rosenkranz, von welchem auch eine Brüderschaft gestiftet ist. Tritt man in das Zimmer einer Maltesischen Dame, so sitzen da vier oder fünf Weiber, welche Baumwolle spinnen und den Rosenkranz dazu beten. Die Gegenwart eines Fremden unterbricht einen Augenblick das Gebet, die Weiber sehen einander an, endlich steht eine auf, faßt den Fremden bey der Hand, führt ihn in ein Nebenzimmer, und während sie mit ihm spricht, wird der Rosenkranz im ersten eifrig fortgesetzt.

Beynah scheint es, als wenn die Geistlichen einen Kontrakt mit den Oelhändlern hätten, denn die gewöhnliche Busse, die sie den Sündern auflegen, besteht darin, daß sie eine brennende Oellampe vor dem Bild des Heiligen, der ihnen zuerst einfällt, unterhalten müssen. Sehr wenig Häuser sind hiervon ausgenommen.

In allen Straßen von Malta ist ein Heiliger von Stein, oder eine Madonna von Holz in einer Nische angebracht, und vor jedem dieser Bilder brennt eine Lampe, zu deren Unterhaltung die ganze Nachbarschaft beyträgt. Die guten Malteser glauben einfältigerweise Jahre langen Ablaß dadurch zu erhalten, während das Bild nur dahin gesezt worden, um bey dieser Gelegenheit die Straße zu erleuchten.

Unter allen abergläubischen Gewohnheiten der Malteser hat mich keine so sehr zum Lachen bewogen, als die Schweine der Seelen im Feg-

feuer. Es ist bekannt, wie gut die Mönche die Lehre vom Fegfeuer zu benutzen wissen; aber zu Malta ist ein eignes Komptoir für diese Einnahme unter dem Titel, **Kapelle der Seelen im Fegfeuer**, errichtet.

Einige Geistliche, welche den Dienst dieser Kapelle besorgen, haben keine andere Einnahme, als das Meßlesen, und dasjenige, was sie von der durch sie errichteten Bruderschaft ziehen. Da sie dies Einkommen zu gering finden, so kaufen sie junge **Schweine**, schlitzen ihnen zum Merkzeichen das eine Ohr auf, und lassen sie in der Stadt herumlaufen. Diese Thiere, welche Morgens früh ganz ausgehungert aus ihrem Stall kommen, kehren des Abends ganz dick und wohlgefüttert dahin zurück.

Ein Malteser, der ein solches Schwein ansichtig wird, schlägt ein großes Kreuz und ruft sehr andächtig aus: Hao canzir del Purgatorio *); dann kehrt er in sein Haus zurück, eilt aber schnell wieder heraus und bringt dem ehrwürdigen Schwein entweder Bohnen oder Erbsen zum Futter, schmeichelt ihm, sieht zu wie es frißt, und bezeichnet sich beym Weggehen nochmals mit dem Kreuz; ist es

*) Sieh ein Schwein der Seelen im Fegfeuer! Die beyden ersten Worte sind Maltesisch, die beyden letztern Italiänisch. Die Maltesische Sprache besteht durchaus in einer solchen Mischung, und besitzt eigentlich keine Ausdrücke für neuere Dinge, sondern borgt die fehlenden Benennungen aus der italiänischen Sprache. Ueberhaupt ist diese Sprache weder für unsere Religion, noch für unsere Sitten gemacht.

aber schon spät, so nimmt er das Thier wohl mit sich nach Haus. Diese glücklichen Thiere werden auf diese Art wohlgemästet und fett; die Mönche verkaufen sie alsdann und dieser Handel bringt ihnen merklichen Vortheil.

Nachdem ich mich mit den merkwürdigsten Gebräuchen von Malta beschäftigt habe, komme ich nun auf den Orden selbst. Seine Stiftung und Einrichtung ist zu bekannt, um sie hier zu wiederholen, daher ich mich blos mit seiner gegenwärtigen Verfassung beschäftigen werde, und wer diese mit den Ordensstatuten zu vergleichen, die Mühe nehmen will, wird einen sehr auffallenden Widerspruch zwischen beyden gewahr werden.

Bisher habe ich den Leser nur in den Aussenwerken und auf den Wällen der Stadt Valette herumgeführt, und ihm das Innere nur von weitem und in der Dämmerung gezeigt. Jezt aber will ich ihn in die Stadt selbst hineinführen, und hier werden wir Gelegenheit finden, den trügerischen Schleier zu zerreissen, hinter welchem sich dieser berühmte Orden verbirgt, um desto ungestrafter die Schwäche und Unwissenheit der Nationen zu misbrauchen, die ihn unterstützen und erhalten.

Die Stadt Valette besteht aus drey, beynah könnte man sagen, aus vier Abtheilungen, nemlich aus Valette selbst; einer einzeln gelegenen Vorstadt, Floriana genannt; aus dem Dorf oder der sogenannten siegreichen Stadt, und aus der Insel.

Valette liegt, wie bereits gesagt worden, auf dem Berg Senberas, die Straßen der-

selben sind schön, breit, vollkommen nach der Linie gebaut, und die drey vorzüglichsten darunter sehr geräumig und gut gepflastert. Auf beyden Seiten sind breite Steige für die Fußgänger angebracht, welche gewissermaßen überflüßig, da wenig Equipagen vorhanden sind, und es beynah immer trocken Wetter ist; indessen gefällt dies einem Franzosen, der an dergleichen Bequemlichkeiten gewöhnt ist, sehr.

So sehr aber der Orden dafür gesorgt hat, diese und noch einige andre Straßen zu wahren Promenaden umzuschaffen, so sehr sind alle diejenigen, die das Volk bewohnt, vernachläßigt und vergessen worden. In den mehresten derselben geht man auf dem bloßen Felsen, der überall zertreten und zerfahren ist und Löcher hat, daß man Mühe hat, fortzukommen; hiezu kommt noch die natürliche Ungleichheit des Bodens, wo die Straßen bald steil auf, bald steil ab laufen, und durchgehends höckericht sind, so daß man drey Viertheile davon nur mit der grösten Mühe durchkommen kann. Unter andern giebt es ein gewisses Viertel, welches ich nur ein einzigesmal besucht, und dabey alle Lust verloren habe, je wieder dahin zurück zu kehren. Dies heißt la Mandrache, und ist ein wahres Behältniß aller Kloaken und Unreinigkeiten der Stadt; hier wohnt der Arme mitten in Unflath, ohne Brod seinen Hunger zu stillen, ohne Stroh, sich darauf zu betten, und kaum mit einigen Lumpen zur Bedeckung seiner Blöße versehen.

Nur allein die Straßen, so von den Rittern bewohnt und besucht werden, und die, so nach dem Hafen, den Gasthöfen oder zu den Forts führen, sind gut unterhalten, und doch muß das Volk die ganze Last von deren Ausbesserung und Erhaltung allein tragen.

Die Häuser sind nur zwey, höchstens drey Stockwerke hoch, und oben ist eine Terrasse angebracht, wo sich der Bürger für die Gefangenschaft der Nacht entschädigt. Er darf sich nemlich nicht leicht des Abends in den Straßen oder auf den Wällen sehen lassen, wenn er nicht Gefahr laufen will, von den Patroullen angehalten und eingesteckt zu werden.

Die Bauart dieser Häuser ist sehr einfach und leicht, und wenn es irgend etwas geräumig ist, erhält es den Namen eines Pallasts. Das Licht fällt durch einen verschlossenen Balkon von Glasscheiben in die Zimmer, der von allen Seiten geöfnet werden kann und die Stelle der Fenster vertritt. In der Folge wird ein Mehreres von den Merkwürdigkeiten dieses Viertels gesagt werden; jezt kommen wir zu dem der Floriana.

Dies ist eine Vorstadt, welche ausserhalb den Festungswerken der Porta reale liegt, aber noch von denen gegen das Feld zu eingeschlossen wird. Sie ist von sehr mittelmäßiger Größe und wird blos von armen Leuten bewohnt, die vom Staub erstickt und von der Hitze verbrannt werden. Das Merkwürdigste darin ist der sogenannte Ruhesiz der Ritter, ein leerstehendes unnützes Klostergebäude, welches durch die übertriebene Frömmeley der alten

Ritter mit großen Kosten erbaut, und von den jetzigen verspottet und verachtet wird.

Mitten unter diesen elenden Hütten erhebt sich die stolze Kuppel einer prächtigen Kirche, welche einen seltsamen Kontrast verursacht, aber aufs neue den Satz bestätigt, daß die mittäglichen Nationen für ihre Priester alles, aber für die Armuth und das Elend nichts aufopfern. Die Geistlichen ihrer Seits wissen diese Stimmung so gut zu benutzen, daß sie dem Volke beynah das Nothwendigste entziehen, um sich ad majorem Gloriam Dei damit zu bereichern.

In derselben Vorstadt ist noch ein Kapuzinerkloster vorhanden, wohin zur Fastenzeit eine Menge Neugieriger gelockt werden. Die Schwachen glauben alsdenn ein Wunder zu sehen, da wo der Vernünftige nichts weiter als einen gewöhnlichen Mönchsbetrug entdeckt. In dem Felsen ist ein Gewölbe mit verschiedenen Nischen eingehauen. In einer dieser Nischen wird eine mit Stroh ausgestopfte, und mit einem Stocke befestigte Kapuzinerkutte aufgestellt; oben darauf wird ein Kopf gestellt, der nicht zu frisch und nicht zu sehr verwest ist, und so fehlen der Mumie nur noch Hände und Füße. Da nun diese letztern sich eben so leicht finden, als der Kopf, so steckt man ein Paar derselben in die Ermel der Kutte, hängt einen unermeslich großen Rosenkranz daran, stopft ein Paar Strümpfe mit Stroh aus, legt ihnen Sandalen um und die Mumie steht fertig da bis auf den Bart, den die Mönche dazu hergeben müssen.

Man kann sich kaum vorstellen, welche Menge Menschen nach dem Kloster hinzieht, um diese Afterheiligen zu verehren, noch weniger würde man begreifen, wie so vieles Geld in die Becken dieser Bettelmönche bey dieser Gelegenheit fällt. Indessen ist dies noch eine der erträglichsten Mönchsbetrügereyen.

Auf der andern Seite des großen Hafens liegt das sogenannte Dorf und die Insel De la Sangle. Beyde enthalten bloße Hütten für die Matrosen und Seeleute. Die Straßen sind so schlecht gebaut als schlecht gepflastert, und der Hafen, der beyde von einander trennt, heißt der Hafen des Ordens. Hieher müssen alle Barken mit Untergang der Sonne gebracht werden, wo sie alsdenn angekettet und die Schlüssel dem Kommendanten des Forts Sant Angelo gebracht werden. Auf diese Art ist in den schönsten Sommernächten jedermann des Vergnügens beraubt, auf dem Wasser zu fahren; eben so wenig kann jemand, es sey zu welcher Zeit es wolle, ohne ausdrückliche Erlaubniß des Grosmeisters aus dem Hafen von Malta auslaufen, wenn er nicht als ein Ausreisser betrachtet, und mit dem Kerker oder den Galeeren bestraft werden will.

In dem Dorf sind die Schiffswerfte zu sehen, woraus die Galeeren gebaut werden, und auf der Insel ist das Werft für die Fregatten; beyde sind nicht sehr sehenswürdig. In den erstern Zeiten bewohnte der Orden dies Dorf, denn vor diesem Felsen mußte die ganze Ottomannische Macht zurücke weichen, daher er auch den Beynamen der

siegreichen Stadt erhalten hat. Heut zu Tage hingegen zerfällt alles daselbst, das einzige Fort Sant Angelo ausgenommen; doch residirt noch der Inquisitor daselbst. Die Bescheidenheit wendet ihren Blik von der Insel weg, denn so viel Häuser daselbst sind, so viel Freystätten der Ausschweifung. Wir wollen uns daher wieder nach Valette wenden, wo wir noch manches antreffen werden.

Der Pallast des Grosmeisters ist eins der unansehnlichsten Gebäude der ganzen Insel, und sieht mehr einem alten Gefängniß, als der Residenz eines kleinen Monarchen ähnlich. Das Ganze besteht aus vier hohen Mauren, welche hin und wieder ohne alle Regelmäßigkeit durchbrochen sind, und einige Pavillons, welche ohne Plan, ohne Ordnung, und ohne Geschmack angebracht sind, einschließen.

Die Gasthöfe zeichnen sich mehr aus, vorzüglich die von Provence, Portugall und Italien, welche zwar ohne Pracht, jedoch eine erträgliche Regelmäßigkeit haben. Ueberhaupt findet man nirgends etwas vollkommenes von Baukunst, blos an dem Zollhaus und den Magazinen, welche am Seeufer stehen, bemerkt man einige Spuren dieser Kunst. Die Bogengänge, die ich beym Einlaufen in den Hafen zu bemerken glaubte, und die mir einen hohen Begrif von Malta gaben, sind weiter nichts als einzelne Mauren, welche bogenartig durchbrochen sind und zu nichts dienen. Ich wünschte z. B. daß mir einer der Ritter sagen mögte, wozu die zunächst des Bagno, in dem sogenannten Garten des Gefängnisses und die andern auf der

Höhe dieses Felsens la Baracca d'Italia genannt, dienen sollen?

Das Portal der Kastellanie fällt vor andern in die Augen. Es ist von weissem Marmor und stellt Themis mit verbundenen Augen vor, die mit dem Dolch in der Hand den Armen zu bedrohen scheint, der im Vertrauen auf seine gute Sache es wagen mögte die Wagschaale, die sie in der andern hält, auf seine Seite zu neigen. Auf eine andre Art läßt sich diese Figur nicht leicht erklären.

Meine beste Unterhaltung auf Malta fand ich in der öffentlichen Bibliothek. Der Marquis Freslon hatte mir den Eintritt in dieselbe erlaubt, denn wie hätte es sonst ein Soldat wagen dürfen, an einen Ort mit den Rittern zu erscheinen.

Wenn ein Ritter, der Profeß gethan, stirbt, so wird sein Geld und sein Schmuck nach der Münze, und von da nach dem öffentlichen Leihhaus gebracht und zur Unterhaltung dieser Stiftung verwandt. Die übrigen Effecten des Verstorbenen kommen nach dem Konservatorium und damit der Orden nicht mit alten Kleidern, Mobilien u. s. w. handeln darf, so wird jährlich eine Lotterie errichtet, wovon das Loos einen Thaler kostet, die Gewinnste bestehen in Röcken, Westen, Beinkleidern u. s. w.

Die Kirchen auf Malta sind, so wie die von ganz Italien, sehr prächtig und sehr reich. Keine aber kömmt der von St. Johann bey. Das einzelnstehende Gebäude derselben ist etwas plump, aber äusserst dauerhaft und massiv aufgeführt, und

wird wahrscheinlich die Dauer des Ordens lange überleben. Das flache Gewölbe dieser Kirche wird von ungeheuern Pfeilern unterstützt, woran man keine der fünf Säulenordnungen erkennt. Dies Gewölbe ist indessen auf eine andere Art sehr kostbar geworden. Ein Ritter, der sich stark mit Mahlerey beschäftigte, ließ es sich einfallen, die Decke desselben zu mahlen, und statt der gewöhnlichen Zierrathen und Ausschmückungen, wählte er die vornehmsten Begebenheiten aus dem Leben Christi dazu. Nur wenig Mahlereyen werden neben dieser die Vergleichung aushalten, alle Figuren sind nicht nur äusserst fein, sondern mit solchem Ausdruck dargestellt, daß man glaubt, sie handeln und reden zu sehen. Schade, daß sie auf bloßen Gips aufgetragen worden. —

Diese Kirche ist beynah durchaus mit Marmor gepflastert, ohne daß der Schatz deswegen einen Thaler dazu aufwenden durfte. Sobald nemlich ein Ritter von den höhern Klassen zu Malta stirbt, und sich in der Johanniskirche begraben lassen will, so ist seine Familie verbunden, (weil seine Verlassenschaft von Rechtswegen dem Orden gehört,) ein Denkmal von Marmor auf ihre Kosten darin errichten zu lassen, auf welchen mit verschiedenen Farben das Wappen des Verstorbenen und die Zeichen seiner Würde vorgestellt werden. Hat z. B. der Verstorbene einige türkische Galeeren genommen, so wird eine Seeschlacht in bunten Marmor darauf vorgestellt und die Grabschrift sagt das übrige. Auf diese Art erhält der Fußboden dieser Kirche ein sehr mannichfaltiges Ansehen, und das Gemisch der

rothen, schwarzen und weissen Farbe fällt angenehm in die Augen.

Vormals liessen sich die Grosmeister in ein Gewölbe beysetzen, und ihre Asche ruhte in einem ganz einfachen Grabmal von Stein; von dieser Art sind die Denkmäler der Grosmeister la Baletto und seiner vier Nachfolger. Unter dem Chor hängen brennende Lampen, welche ein düsteres blaßes Licht auf diese Ruhestätten herabwerfen und so wie man diese Wohnung des Todes in der Stille betritt, wird man von einer gewissen schauerlichen Ehrfurcht ergriffen; kein Zeichen des Luxus, kein Beweis von Stolz zerstreut hier die Seele, man denkt nur an diejenigen, deren Asche hier ruht.

Die nachherigen Grosmeister fanden diese Grabstätte zu einfach und unter ihrer Würde. Man will jezt kostbare und in die Augen fallende Mausoleen, und weil der Verstorbene während seinem Leben nichts Merkwürdiges gethan hat, und man befürchtet, sein Name möchte zugleich mit ihm sterben, so bildet man sich ein, ihn dadurch auf die Nachwelt zu bringen, daß man sein Grabmal mit kostbarer Bildhauerarbeit ziert. Die Kurzsichtigen merken nicht, daß der Name des geschickten Bildhauers den des Verstorbenen vollends ganz verdunkelt; daß der Neugierige, der eine solche Kirche besucht, vor diesen schönen Kunstwerken stehen bleibt, die Geschicklichkeit des Künstlers bewundert, sich nach dessen Namen und Vaterland erkundigt, und darüber denjenigen vergißt, zu dessen Andenken das ganze Werk aufgeführt worden.

So oft ich diese Denkmåler der Eitelkeit bewunderte, fielen mir immer zween Mohren auf, welche ein Mausoleum unterstützen, das an Schönheit und Kunst weit gegen sie zurücksteht. Man leidet selbst mit, indem man sie unter dieser ungeheuren Last keuchen sieht, alle Muskeln sind angestrengt, ihre Stellung ist uns unerträglich, und man wünscht, daß sie sich einmal aufrichten und die Büste des Lascaris weit wegwerfen mögten.

Wenn ich durch die qualvolle Stellung dieser beyden Mohren zu viel gelitten hatte, so trat ich vor ein anderes Grabmaal, wo eine Mutter ihrem Kind die Brust darreicht. Sie sieht es mit einem Blick voll Zärtlichkeit an, die weiche Brust giebt dem sanften Druck der Hand nach und nähert sich dem Mund des Kindes, während sie es mit der andern Hand unterstützt. Und wer würde nicht von dem Lächeln des Kindes hingerissen? Seine kleinen Hände suchen die Mutter, seine Lippen kommen der Brust entgegen! wahrlich man muß sich mit einiger Gewalt von diesem rührenden Anblick losreissen. —

Ohnfern davon erblickt man die Büste Pintos, in mosaischer Arbeit und die Göttin des Rufs mit der Posaune in der Hand, scheint sich damit erheben zu wollen, um der ganzen Welt die Sittenlosigkeit, die Verschwendung und die thierischen Ausschweifungen dieses wollüstigen Grosmeisters zu verkündigen. Denn wer kann dies Mausoleum anders auslegen, der nur etwas mit dem Leben dieses Mannes bekannt ist?

Ueberall wo man seine Blicke in dieser Kirche hinwendet, glänzt alles von Gold und Silber. Die Vorderseite der Altäre, die Leuchter, die Lampen, die Kreuze, Nischen, Einfassungen, Kronleuchter, alles ist aus einem oder dem andern dieser Metalle gearbeitet. Die Pracht ist hier aufs höchste getrieben; die Vorderseite der Altäre sind massiv Silber und erhaben gearbeitet, und der Hauptaltar ist an hohen Festen ganz mit Silberplatten belegt. Auf den Stufen stehen ungeheure silberne Leuchter und die Bildsäulen der zwölf Apostel, drittehalb Schuh hoch, von gediegenem Silber, stehen auf Piedestalen von Gold.

In der Marienkapelle rechts von dem Chor hängt eine goldene Lampe an einer goldenen Kette, deren Werth zusammen auf zwey und sechzigtausend spanische Golddukaten oder 3960 0 französische Livres geschätzt wird. Um sie herum hängen noch sieben andre kostbare Lampen von Silber. Das Gitter dieser Kapelle ist gleichfalls von massivem Silber, und dann sah ich auch noch die zween berühmten silbernen Kronleuchter, wovon der eine zweyhundert und vierzig, und der andre vier und siebzig Wachskerzen trägt.

Aber alles dies kommt noch in keinen Vergleich mit dem großen Kruzifix, welches bey Prozessionen vorgetragen wird. Dieses ist durchaus von gediegenem Gold, und reichlich mit Diamanten von ungewöhnlicher Größe besetzt, so daß es einen Glanz von sich wirft, den die Augen kaum ertragen können; der Werth desselben ist nicht zu schätzen. Auch zeigt

zeigt man einen Finger von Johannes dem Täufer, der in eine goldene Hand eingefaßt ist, welche über und über mit sehr großen Brillanten besetzt ist. Diese Reliquie erhielten die Ritter von dem Sultan Bajazet, zur Belohnung, daß sie das geheiligte Recht der Gastfreundschaft, an dem unglücklichen Zizim, den er überall verfolgte, verlezt hatten. Wenn man auch die Aechtheit dieser Reliquie in Zweifel ziehen wollte, so muß man doch zugeben, daß die Einfassung sehr ächt ist. — Ich würde kein Ende finden, wenn ich alle Kostbarkeiten dieser Kirche beschreiben wollte, sie wird von sogenannten Ritterkaplanen bedient, an deren Spitze der Grosprior *) steht, welcher gleichen Rang mit dem Bischof fordert.

Bey dem Anblick dieser Gold- und Silberhaufen, welche der Circulation entrissen worden, kann man sich einen traurigen Seitenblick auf das Elend des Volks, welches mit weniger Mühe könnte gelindert werden, nicht ganz verwehren. Welche Vorwürfe verdient nicht der Orden, der Schätze auf Schätze häuft, die Schwäche der christlichen Höfe misbraucht, alles an sich reißt, um nichts wieder zu geben, und dabey den Armen vergißt, zu dessen Erleichterung sie verpflichtet sind, dessen Elend zu lindern sie sogar schwören, und dessen Haab und Gut sie unverschämterweise an sich reissen?

*) Der jetzige Grosprior ist ein gewisser Mainville, Sohn eines Renegaten.

Wir wollen hier der Pflicht, der Menschenliebe gar nicht einmal erwähnen, die Ritter scheinen sie längst vergessen zu haben, aber nach dem blossen **Recht** zu urtheilen, muß man gestehen, daß die Schätze, die der Orden besitzt, ihm blos gegeben worden, um die Unglücklichen zu unterstützen. Sobald sie nun dieselben ihrer eigentlichen Bestimmung zuwider anwenden, so sind die Geber oder deren Repräsentanten berechtigt, dergleichen untreue Verwalter zur Rechenschaft zu fordern, die ihr Vertrauen solange gemisbraucht haben. Hoffentlich wird man mir hier nicht jene strafbare Politik entgegensetzen, daß dieser Orden blos darum eines besondern Schutzes genießt, damit durch ihn viele arme Adeliche Familien in Stand gesetzt werden, ihren Rang zu erhalten; diese Politik selbst ist eine Versündigung an der Gesellschaft.

Gehen wir auf die ursprüngliche Stiftung der Ordens zurück, so sehen wir, daß der Zweck derselben nichts weniger war, als eine Menge Edelleute mitten im Ueberfluß und Weichlichkeit zu erhalten, damit sie ihre Schätze in Lustbarkeiten und Festen verschwenden sollten. Man unterstützte anfangs die Ritter von **Sankt Johann von Jerusalem**, damit sie die nach Pallästina ziehenden Pilger gegen die Anfälle und Räubereien der Araber schützen sollten.

Heut zu Tag aber, wo alle dergleichen Pilgerschaften aufgehört haben, und die Kriege mit den Türken nicht mehr des Glaubens, sondern blos der Politik wegen geführt werden; heut zu

Lage, wo die Ritter sich selten mit den Muselmännern messen, oder die türkischen Küsten beunruhigen, vielmehr gewissermassen einen stillschweigenden Waffenstillstand mit ihnen errichtet haben, wer kann jetzt noch behaupten, daß dieser Orden seinem Zweck gemäß lebe?

Der Orden ist also offenbar mehr schädlich als nützlich, indem er alles an sich reißt, und nichts wiedergiebt, und indem er, statt vermöge seiner günstigen Lage, den Handel der Levante zu beschützen, vielmehr sich der Unthätigkeit und Weichlichkeit überläßt und ruhig zusieht, daß die christlichen Kauffartheischiffe ein Raub der Korsaren werden. Noch mehr, der Orden nimmt selbst Antheil an den Räubereien auf dem mittelländischen Meer, und seine Kaper bedienen sich seines Namens, um die Küsten zu verwüsten, zu plündern, und zu morden. Und eine solche Stiftung sollte in unserm Jahrhundert, der Vernunft, der Billigkeit, und der Menschlichkeit zum Troz noch ferner bestehen?

Man gebe dem Einwohner von Malta seine Gesetze und seine Freiheit wieder; gezwungen Handel zu treiben, wird er die Gefahr der Seeräuberei einsehen, ihr abzuhelfen suchen, und mit Hülfe weniger Fregatten der europäischen Mächte, würde das mittelländische Meer binnen kurzem von allen Korsaren gereinigt werden. Ja diese Räuberei wird zum Erstaunen von Europa von selbst aufhören, sobald der Malteserorden aufgehoben ist, denn man kann ohne Uebertreibung

behaupten, daß aus dem Hafen von Malta eben soviel Kaper auslaufen, als aus denen von Tunis, Algier, und Tripolis zusammen genommen.

Eine der ersten Pflichten der Ritter befiehlt ihnen, die Kranken zu pflegen und zu warten; wir wollen uns also nach dem Hospital wenden, und zusehen, wie diese Pflicht erfüllt wird.

In einem sehr geräumigen Bezirk sind mehrere grosse Gebäude, ohne Geschmack und richtige Eintheilung aufgeführt, so daß man mitten in dem Hof sich noch nach den eigentlichen Hospital erkundigen muß. Wenn man von dem Rostrello maggiore nach dem Bagno hinunter gehen will, trift man auf eine sehr lange und hohe Mauer, und aus einigen Kellerlöchern, die mit der Erde gleich sind, tönt einem ein Kettengeklirre entgegen, worüber man anfängt zu schaudern. Der Fremde erkundigt sich staunend, wen diese Behältnisse verschliessen, und erhält zur Antwort Kranke; und das Haus ist ein Hospital. Jetzt hebt er seine Blicke empor, und bemerkt in einer gewissen Höhe Fenster, dann sieht er nochmals längs der Mauer hin, und glaubt, man habe sich geirrt, und ihm ein Gefängniß statt des Hospitals angewiesen. Er geht weiter, sucht den Eingang, und nach mancherlei Fragen wird er endlich in einen dreihundert Schritt langen Saal geführt, worin der Länge nach vier Reihen Betten stehen. Hier liegen die Fieber-Patienten; er geht hin und wieder, erkundigt sich zuweilen

bei einigen herumstehenden schlechtgekleideten Leuten, erhält nur halbe Antworten, und begnügt sich am Ende mit dem sehen. Jetzt treten einige Ritter herein, und er zieht sich auf die Seite zurück, um alles genau zu beobachten.

Ein langer Tisch wird jetzt mit flachem Silbergeschirr besetzt; in den Schüsseln ist etwas Fleischbrühe, und auf den Tellern liegt ein Flügel von einem Huhn, oder ein kleiner Bissen Rindfleisch. Die Ritter nehmen Servietten zur Hand, fassen die Teller nach der Reihe, geben sie den schlechtgekleideten Kerls in die Hände, und begeben sich ruhig wieder weg. Der Fremde fragt erstaunt, ob dies die ganze Krankenpflege ist, und erhält zur Antwort, daß die Ritter sich ihrer Pflicht, als **Hospitaliter** auf diese Art entledigt haben.

Der Fremde geht nun weiter, und das Beste was er sieht, ist, daß jeder Kranke in einem eignen Bett liegt. Er nähert sich einem derselben, und erkundigt sich nach seinem Zustand. Der Kranke klagt über die Unmenschlichkeit der Wundärzte, über die schlechte Behandlung der Krankenwärter; Mangel an guter Nahrung, und die nachläßige Aufsicht des Kommenthurs, der die Administration hat. Da diese Klagen ohngefähr in allen Hospitälern vorkommen, so staunt der Fremde weniger darüber, nur scheint es ihm seltsam, sie in einem Hospital zu hören, welches in ganz Europa, wegen seiner vortreflichen Einrichtung, wegen seines Reichthums und guten Anstalten berühmt ist. Er geht also weiter, sucht,

und das ferne Geräusch der Ketten leitet ihn endlich nach dem Behältniß, wovon oben gemeldet worden.

Dieser Kerker ist gerade unter dem grossen Saal, und von derselben Länge. Der Fremde erkundigt sich bei dem ersten Kranken, warum er so gefesselt ist. „Weil ich, erwiedert dieser, mir einige Vorstellungen gegen einen Krankenwärter erlaubte, der mir vorwarf, daß ich mir durch jemand anders als durch ihn, oder seine Kameraden Toback holen lassen. Ich war vorher in dem obern Saal, jetzt aber bin ich hier unter die Sklaven, Landstreicher, und Galeerensklaven versetzt worden. Ich wollte mich bei dem Komenthur des Hospitals beklagen, aber er hat mich nicht einmal eines Blicks gewürdigt; so erwarte ich nun meine Genesung.

„Sie sehen hier meinen Nachbar gegen über; er hat ein hitziges Fieber, und war zuerst in einem andern Saal, aber einst in dem Paroxismus stund er auf, und lief umher, sogleich fielen die Wärter über ihn mit dem Ochsenziemer, prügelten ihn halb lahm, und brachten ihn hieher, wo sie ihn mit Armen und Füssen an sein Bett anschlossen. Ueberall, wo ein Krankenwärter sich unterstünde, einen Kranken so zu schlagen, würde er streng gezüchtigt und fortgejagt werden; aber hier kennt man keine Gelindigkeit gegen die Leidenden. Weder er noch ich sind die einzigen, die sich über harte Behandlung zu beklagen haben, Sie können von mehrern unsre Beschwerden bestätigen hören.“ —

Der Fremde, der nun weit mehr gesehen und gehört, als er wünschte, verläßt voller Entsetzen diesen Aufenthalt des Jammers, und eilt in den Hafen sich wieder einzuschiffen.

Einst war ich selbst genöthigt, wegen eines Fieberanfalls acht Tage in diesem Hospital zu verharren, und will hier nur einige Umstände meiner Behandlung anführen, welche dasjenige, was ich dem Kranken in den Mund legte, hinlänglich bestätigen sollen.

Ich war kaum auf ein Bett gebracht worden, so erschien auch schon ein Wundarzt, mir eine Ader zu schlagen. Er band mir den Arm, und ließ nun einen Jungen von acht bis zehn Jahren mit der Lanzette herzu treten, so daß ich vor Aerger und Furcht, den Arm hastig zurückzog, und ganz laut zu schimpfen anfieng. Durch Zufall befand sich der Kommenthur eben in dem Saal, trat näher, und frug nach der Ursache des Streits. „Der Herr hier, fieng ich an, will seinen Jungen an mir lernen lassen, weil er glaubt, daß an einem Soldaten nicht viel gelegen, ob er lahm oder gesund ist.“ — Der Kommenthur wirft einen Blick auf den Jungen, und befiehlt dem Wundarzt, mir selbst die Ader zu öfnen, und nun ergreift der Kerl die Lanzette, und macht mir eine Oefnung von zwei Linien; ich schrie und schimpfte aufs neue, rief den Kommenthur nochmals zu Hülfe, aber er dreht mir den Rücken, und geht aus dem Saal. Ich ließ meinen Zorn vollends an dem Wundarzt aus, aber ganz gelassen und kaltblütig ver-

bindet er mir den Arm, und verläßt mich, ohne ein Wort zu erwiedern.

Ich murrte noch, als ein kleiner schwarzer Kerl an mein Bett kam, und mich auf italiänisch frug, von welcher Nation ich wäre? Ich erwiederte, ein Franzose, was wollen Sie? Er entfernte sich ohne Antwort, aber einen Augenblick nachher erschien ein Priester, der mich Beichte hören wollte. Jetzt erhob sich ein neuer Zank, der sich damit endigte, daß, da der Geistliche seine Beredsamkeit bei mir verlohren sah, er sich wegbegab.

Ich glaubte dessen los zu seyn, aber kurz nachher kam er wieder, in Begleitung eines Mannes von Ansehen, der die Gewalt seiner Ueberredungskunst an mir versuchen wollte, aber es gelang ihm nicht besser als dem erstern, weil ich noch zu aufgebracht war, um der Vernunft Gehör zu geben. Als er dies bemerkte, veränderte er den Ton, und sprach gelassen und vernünftig mit mir, wir schwazten über eine Stunde, worauf er weggieng, und seitdem hab' ich ihn nicht wieder gesehen.

Die Arzneimittel wurden nicht an mir gespart, desto seltener sah man nach mir, und ließ mich an Nahrung Mangel leiden; rings umher schmachteten meine sämtlichen Kollegen, blos aus Mangel an stärkender Kost. Wenn einmal der Morgenbesuch vorbei ist so mag einen immer ein Anfall oder eine Ohnmacht anwandeln, bis zum Abendbesuch erscheint niemand, und der Kranke bleibt hülflos liegen. Dagegen wird man aber wieder mit silbernen Tellern

bedient, und dieser Vorzug allein ist hinreichend, den Leidenden über alle Schmerzen zu trösten.

Ich weiß zwar sehr wohl, daß ein Patient sich schonen, und die Wirkung der Arzneien nicht durch zuviel Essen stören darf, aber er braucht doch Nahrung, und es ist eben so schändlich, ihm zuviel als zu wenig zu geben. Hier aber im Hospital zu Malta, kann man sicher behaupten, daß beinah eben soviel Patienten am Hunger, als an Krankheiten sterben.

Da ich ohnehin ziemlich gelassenen Temperaments war, und überdies wußte, daß man die Krankenwärter schonen müsse, so hütete ich mich wohl zu murren, begnügte mich mit Allem, dankte für jede Kleinigkeit, und sorgte nur dafür bald wieder wegzukommen.

Den Abend vor meiner Erlösung aus dem Hospital, wurde einer meiner Nachbarn von dem Krankenwärter ertappt, als er eben noch etwas Salz in die Fleischbrühe warf. Sogleich nahm ihm dieser die Schüssel weg, rief zween seiner Kameraden herbei, ließ den Kranken fesseln, und so hinunter in den Kerker bringen. So etwas fällt vielleicht kaum in den Lazarethen von Tunis, Algier, und Tripolis vor, aber auf Malta ist es die gewöhnliche Behandlungsart der Kranken.

Und doch ist dies nicht alles. Aeussert z. B. ein Kranker einigen Widerwillen gegen eine Arznei, so droht man ihm mit der Kette, statt ihm vernünftig zuzureden; weigert man sich aber es zu nehmen, oder bleibt aus eigener, oder des Krankenwärters Schuld, die Wirkung aus, so ist die Kette unver-

meidlich. Ja zuweilen haben diese Henkersknechte die Barbarei so weit getrieben, und Kranken die Bastonnade gegeben, ohne daß der Kommenthur es im geringsten misbilligte. Ich weiß nicht eigentlich wer in diesem Hospital geschont wird, alles was ich sah empörte mein Gefühl. Nur diejenigen, die so wie ich, alles duldeten, ohne zu murren, die sich selbst beobachteten, und von dem Zufall begünstigt wurden, nur diese erwarben sich die Gleichgültigkeit der Krankenwärter, und entgiengen dadurch der schlechten Behandlung, deren andere ausgesetzt waren, welche durch Charakter oder Krankheit weniger zur Geduld gestimmt waren.

Ich bin nicht in die übrigen Sääle gekommen, aber wahrscheinlich ist die Behandlung nirgends gelinder. Der Saal wo die Kranken auf Silber bedient werden, ist wenigstens der vornehmste, wo man am besten verpflegt wird. Von der Art mit der es hier geschieht, kann man nun auf die übrigen schliessen.

Dies Hospital kann ohngefähr zwölf hundert Kranke einnehmen; gewöhnlich sind fünf bis sechs hundert darinn, wovon zwei Drittel von jener schändlichen Krankheit angesteckt sind, die hier wegen der Ausgelassenheit des weiblichen Geschlechts, um so gewöhnlicher, und wegen der Hize des Himmelsstrichs, um so unerträglicher ist, und zu einer wahren Epidemie wird.

Zu dieser schlechten Behandlung der Kranken, kömmt noch die Unwissenheit und Ungeschicklichkeit der Wundärzte, die man nur hören darf, um einzusehen, daß sie keinen Begriff von ihrer Kunst ha-

ben. Junge Malteser, welche zwei bis drei Jahre in den Hospitälern von Marseille gedient haben, kehren alsdenn mit leerem Kopf, und voller Stolz und Eigendünkel nach Haus zurück; viele geben sich nicht einmal die Mühe diese Reise zu machen, sondern begnügen sich die Fehler und Thorheiten ihrer Vorgesetzten nachzuahmen. Unwissend in Allem, wagen sie Alles, und pflanzen auf diese Art Krankheit und Sterblichkeit in einem Ort fort, wo der Kranke seine Gesundheit zu erhalten hoft. Das Hospital von Malta sollte und könnte alle Vorzüge in sich vereinigen, und jedes andere in Europa übertreffen, denn man hat nichts gespart, es dahin zu bringen, und dennoch findet man nur Peiniger, Ketten und Gräber darinnen.

Jedes Ordenshaus hat einen Kommenthur an der Spize, der die Verwaltung regiert; eben so das Hospital. Aber seine Sorge erstreckt sich nicht bis auf die Kranken, über diesen Punkt ist er ganz gleichgültig, er wacht blos über den Aufwand und die Kassen, und welchem Verdacht stellt er sich nicht blos, wenn man den Reichthum dieses Hauses, mit der sparsamen kargen Bewirthung der Patienten vergleicht? Es ist bekannt, daß kein Hospital sich auf eine bestimmte Summe einschränken kann, und daß man oft noch zur Mildthätigkeit des Menschenfreundes Zuflucht nehmen muß; dagegen zu andern Zeiten, die Ausgabe, die Einnahme nicht erreicht.

Jedermann weiß, daß die vornehmsten Einkünfte des Ordens auf die Erhaltung dieses Hospitals verwendet werden sollen, welches ehemals

zu Jerusalem, nachher zu Rhodus so berühmt war, und jetzt auf Malta so sehr herunter gesunken ist. Eben dieselben Einkünfte dauren noch immer fort, und müssen sich sogar, durch die Vergrösserung der unbeweglichen Güter, durch die Einstellung der Pilgerschaften, und die gegenwärtige Verfassung des Ordens vermehrt haben. Warum werden also die Kranken so sorglos behandelt? warum findet man in der Stadt Valette, weder eine Schule der Wundarznei- noch der Arzneikunst? warum sind wenigstens keine in diesen Wissenschaften erfahrne Leute vorhanden? warum wird der Kranke unwissenden Marktschreiern preis gegeben? Alle diese Fragen sind nicht schwer zu beantworten.

Der Malteserorden ist bei weitem nicht mehr, der Orden der Hospitaliter von Sankt Johann zu Jerusalem; er besteht nicht mehr aus einer Gesellschaft Männer, die sich dem Dienst der Armen und Kranken widmen; er ist nicht mehr jenes Korps von Helden und Menschenfreunden, welche nur von Ehre und Religionseifer beseelt wurden. Er ist jetzt in eine blos politische Stiftung ausgeartet, und ein Gegenstand der Spekulation für stolze und müssige Familien, welche mit ihren Kindern zur Schande der Menschheit Handel treiben. Bescheidenheit, Menschenliebe, Mitleid, Sanftheit, mit einem Wort alle Tugenden des frommen Gerards, und seiner ehrwürdigen Brüder und ihrer Nachkommen bis auf Fulco von Villaret, unter welchem die Reichthümer des Ordens, durch den Sturz der

Tempelherrn vergrössert wurden; alles dieses ist in den Augen der heutigen Ritter Kleinheit des Geistes, Thorheit und Schwärmereien, welche ihrer Würde nicht mehr angemessen sind.

Der jetzige Grosmeister Emanuel von Rohan würde es unter seiner Würde halten, die Kranken selbst zu pflegen, und das Hospital zu besuchen. Es ist bekannt, daß weder er noch die Baillifs mehr in dies Haus kommen, welches ursprünglich ihre gewöhnliche Wohnung war; eben so bekannt ist es, daß die Ritter, welche sich stellen, als wenn sie die Kranken pflegten, sich immer auf zwanzig Schritte von dem Bett eines Kranken entfert halten. Nur groben und harten Leuten aus den niedrigsten Klassen, wird die Krankenpflege überlassen *). Was nützt es mir, daß ich allein in meinem Bett liege, wenn ich durch Unwissenheit, Härte und Rohheit mishandelt werde? wenn ich statt des Trosts nur auffahrende bittere Reden höre? Wahrlich ein schleuniger Tod ist einem monatlichen Aufenthalt in dem Hospital von Malta weit vorzuziehen. —

Dies ist es, was ich über diese berühmte Stiftung zu sagen hatte, welche selbst von den Feinden des christlichen Glaubens bewundert, und überall als höchst vortreflich gepriesen worden.

*) Der französische Gebrauch, die Hospitäler durch Weiber besorgen zu lassen scheint mir vortreflich. Ein Weib ist weicher und von Natur mitleidiger gegen anderer Leiden; sie besitzen eine Sorgfalt, eine Aufmerksamkeit, die dem Manne gänzlich fehlt.

Als endlich die christlichen Völker von ihrem Irrthum zurückkamen, und die Thorheit einsehen, die Syrische Erde mit ihrem Blut zu düngen; als man die scheußliche Politik der europäischen Fürsten einsah, welche eine zu grosse Bevölkerung fürchteten, so mußten sie erkennen, daß sie nur zu ihrem eigenen Schaden, jenseits des Meers einen Orden erhielten, der von der Zeit an blos für sich arbeiten würde; sie hätten diese Leute ins Vaterland zurück rufen sollen, da sie noch im Stand waren demselben zu dienen, statt, daß man sie draussen die Schätze verzehren ließ, ohne den kleinsten Vortheil dadurch zu erhalten. Aber die Obern dieses Ordens besassen damals schon List und Gewandheit genug, den sinkenden Muth aufzurichten, den Leichtglauben der Christen zu befestigen, und sie zu überreden, daß das Wohl Europens von dessen Erhaltung abhienge. Der Orden blieb also in einem ewigen Krieg mit den Muselmännern.

Soliman der zweite besaß zuviel Einsicht, um dergleichen gefährliche Seeräuber an dem Eingang seiner Staaten zu dulden, und verjagte sie von Rhodus. Rache vereinigte sich in diesem Augenblick mit der Politik. Der durch die Belagerung von Rhodus so berühmte und tapfere D' Aubusson, ließ sich troz seines gegebenen Worts, troz der Billigkeit und des Völkerrechts, bereden, den unglücklichen Zizim an Pabst Innocenz den VIIIten, gegen das Versprechen eines Kardinalshuths, auszuliefern, nachdem er bereits von dem feigen und grausamen Bajazet,

fünf und vierzig tausend Ducaten erhalten hatte. Dieser eben so listige, als ungerechte und ausschweifende Pabst, überließ nachher diesen bedauernswürdigen Prinzen, der Willkühr des verabscheueten Alexanders des Sechsten; und jetzt erinnerte sich Soliman im Grimm, daß Mahomeds Abkömmling durch die unheilige Hand des christlichen Hohenpriesters war entehrt worden.

Der Johanniter-Orden nahm in dieser kritischen Lage seine Zuflucht zu der Autorität des Pabsts, und dieser bewog den ränkevollen Kaiser Karl den Vten dem irrenden und flüchtigen Orden, die armselige Insel Malta abzutreten. Hätten die Ritter auch diese Freistatt nicht erhalten, so würden sie sich deswegen doch nicht zerstreut haben, vielmehr würden sie, in der Absicht, die dem Leichtglauben entrissenen Schätze zu erhalten, sich als Verzweifelte in das erste beste Land geflüchtet haben, wo sie unter dem Dekmantel der Religion sicher noch eine christliche Macht bewogen hätten, auf ihre Seite zu treten. Damals war der günstigste Punkt sie aufzuheben, und zu zerstreuen, aber es sey, daß die europäischen Fürsten zu sehr beschäftigt, oder das Volk noch zu verblendet und abergläubisch war, niemand schlug ihre Aufhebung vor. Da man jedoch voraussetzen darf, daß die, so das Staatsruder lenken, wohl wissen, was sie thun, so ist zu vermuthen, daß die Minister der damaligen Höfe durch Bestrafung zum Stillschweigen bewogen

worden. Ich kehre nun wieder zu meiner Erzählung zurück.

Es ist noch ein zweites Hospital auf Malta, so blos für das weibliche Geschlecht bestimmt ist, von dem ich aber, weil ich weder Lust noch Erlaubniß hatte es zu besuchen, nichts weiteres melden kann.

Wenig Schritte von dem Hospital, kömmt man nach dem Bagno oder dem Gefängniß der türkischen Sklaven. Hier werden täglich Ströme von Thränen und Blut vergossen; hier werden alle Rechte des Menschen hohnlächelnd mit Füssen getreten, und freigebohrne Menschen unter die Thiere erniedrigt. Die Absicht, Handel mit ihnen zu treiben, erschwert noch die Last ihrer Fesseln, und alle Gesetze der Natur werden in ihnen verletzt.

Wenn wir die Geschichte lesen und hören, daß tapfere Krieger, erfahrne Feldherrn, am Ende eines unglücklichen Feldzugs in Sklaverei geriethen, so seufzen wir im Stillen über die Thorheit eines Volks, welches seinen Sieg misbraucht, und darüber vergißt, daß ein gleiches Schicksal seiner warten kann, da doch der erste natürliche Gedanke, der des Austausches seyn sollte.

So grausam dieser Gebrauch der Sklaverei in dem Alterthum, und noch jetzt in einigen Staaten war und ist, so hat er doch einige Gründe für sich; denn erstlich rächt sich dadurch der Ueberwinder an seinen Feinden, die er mit den Waffen in der Hand gefangen bekommen, und

zwei-

zweitens weiß er, das im umgekehrten Fall ihn dieselbe Behandlung erwartet hätte.

Was soll man aber von Leuten denken, die sich hinter einen Felsen verstecken, und gleichsam im Hinterhalt auf eine einzelne türckische Barke lauren, über sie herfallen, die Mannschaft berauben, und sie mit Ketten beladen, weit von ihrem Vaterland fortschleppen, um sie nachher gleich Lastthieren *) zu verkaufen? Welchen Bewegsgrund können diese Räuber wohl haben? was hatten ihnen die Türken in dieser Barke gethan? In wessen Namen machten sie dieselben zu Sklaven? Welches ist überhaupt ihr Zweck? Derjenige: **Im Namen Gottes und der Religion, die Unglücklichen, die anderes Glaubens sind zu verfolgen, zu plündern, und zu morden.**

Ich habe bereits in der ersten Abtheilung dieses Werks erzählt, auf welche Art der Orden sich mit dem Kaperkapitains einversteht, so daß er

*) Sobald ein Korsar eine Prise gemacht, so legt er zuerst alle, die in seine Hände gefallen, in Ketten, ziebt sie nachher aus, und läßt ihnen blos ein Stück altes Seegel = Tuch zur Bedeckung. Kömmt er nach Malta, so werden die Gefangenen nach dem Bagno gebracht, und sobald der Orden die besten ausgewählt hat, so werden die Uebrigen nach dem Plaz gebracht, wo ein jeder sie besehen, und probieren kann, gleich einem Pferd. So sah ich ein altes Weib für vier Tarini (ohngefähr fünf Groschen) verkaufen. . . . Sie war aber auch sehr alt.

ohne Kosten und Gefahr grossen Vortheil von ihren Seeräubereien zieht. Hier muß ich noch hinzusetzen, daß er sich nachher nach Belieben, entweder in Sklaven, Waaren, oder in Geld bezahlt macht. Selten machen die Galeeren-Prisen, wenn nicht die türkischen Barken sich auf einen Kanonenschuß nähern, ausserdem wagen sie keinen Angriff, sondern kreuzen einige Tage in dem Kanal von Malta, und laufen dann in Sicilianische oder Italiänische Häfen ein, wo sie, wie bereits gesagt, die Zeit ihrer Karavane mit Lustbarkeiten und Zerstreuungen hinbringen. Sofort würde der Orden wenig Sklaven erhalten, wenn nicht die Korsaren dafür sorgten.

In dem Bagno sind nicht blos die Sklaven des Ordens, sondern auch die der Privatleute eingeschlossen, welche leztern die ihrigen jede Nacht dahin schicken können, gegen einen Thaler monatliche Miethe. Sobald sie in dem Bagno sind, wird kein Unterschied mehr unter ihnen gemacht, und die Wächter stehen beständig am Eingang, um die Aus- und Eingehenden zu beobachten. Gleich am ersten Thor ist eine grosse Leiste angebracht, die aber nicht mit Flinten, sondern mit Ochsenziemern und Prügeln behangen ist, denn die Wächter sprechen mit einem Sklaven nicht anders, als mit dem Stock in der Hand. Vergebens könnte der Himmel einen Sklaven mit englischer Geduld ausgerüstet haben, umsonst möchte er täglich sich vor seinen Peinigern niederwerfen, ihnen Hände und Füsse küssen, alles dies würde ihn vor ihrer Härte nicht schützen. Er

mag auf listig gestellte Fragen antworten, was er will, so erhält er Schläge, er bittet, beschwört, umfaßt die Kniee seines Henkers, sinkt ohnmächtig zur Erde, nichts kann diesen erweichen. Ein Maltesischer Sklave erhält mehr Stockschläge, als er Bohnen zu essen bekömmt; jeder Fehler wird mit der Bastonnade bestraft, welche bald strenger, bald gelinder ausfällt, je nach dem Vergehen, und dem Belieben des Aufsehers. Ich will hiervon einen Zug erzählen, der mir nie aus dem Gedächtniß verschwinden wird.

Ein Maltesischer Kaper hatte an der afrikanischen Küste eine Barke mit Weibern weggenommen, welche nach dem nächsten Markt wollten. Mit dieser Prise kam er triumphirend in den Hafen von Malta zurück, schiffte die Unglücklichen aus, und die ganze Mannschaft begleitete sie mit lautem Jubelgeschrei bis zum Gefängniß.

Ich stund diesen Tag gerade Schildwache auf diesem Posten, und sah die armen Weiber niedergeschlagen, mit verhülltem Gesicht, und blossen Füssen, mitten unter ihren Räubern einherziehen. Der mitleidenswürdige Anblick machte mich zittern und erblassen, ich litt selbst mit, und machte gleichsam dem Himmel Vorwürfe, daß er seine Rache nicht lieber gegen diese Ungeheure wendete. Ich ärgerte mich, in der traurigen Lage zu seyn, ihr Verbrechen theilen zu müssen, indem ich gerade auf dem Posten stand; aber ein schrecklicherer Auftritt erwartete mich . . . Mitten aus

dem Haufen der Unglücklichen traten drei Weiber hervor, und sprangen hastig auf einen alten Sklaven zu, der zwei Schritte von mir arbeitete, und einen Augenblick seine Arbeit unterbrochen hatte, um diese neuen Gefährten seines Elends zu betrachten.

Diese Weiber erfüllen die Luft mit ihrem Wehklagen, zerfliessen in Thränen, drücken schluchzend und seufzend den ehrwürdigen Alten in ihre Arme, und sinken ohnmächtig zur Erde. Vergebens sucht er seine wenigen Kräfte aufzubieten, ihnen zu helfen, seine Kniee zittern, und von Verzweiflung erdrückt, sinkt er ohne Bewußtseyn neben seiner Frau und Kindern nieder.

Nie habe ich einen herzzerrissendern Anblick gesehen; nie war ich so innigst bewegt worden! Die Thränen standen mir in den Augen, und beinah wäre mir die Flinte aus den Händen entwischt, aber Unwille und Abscheu sollte noch meinen Schmerz vergrössern.

Einer der Aufseher des Bagno, der diese Scene mit ansah, eilte nun mit dem Stock herbei, faßte den Greisen bei dem Bart, reißt ihn aus den Armen seiner Familie, und wirft ihn vier Schritte davon mit einem Fußtritt auf die Erde. Dann schlug er ohne Erbarmen auf die halbohnmächtigen Weiber, die endlich vor Schmerz zu sich selbst kamen, und so begleitet er sie mit Schlägen bis an die Thüre des Gefängnisses, wo er sie zum Beschluß, mit den Füssen in den Kerker hineinstößt.

Wahrlich hier fehlt mir der Ausdruck, die Feder entsinkt der Hand, und das Herz bleibt vor

Abscheu und Entsetzen ohne Bewegung! Ich mußte alle meine Fassung aufbieten, um Herr meiner selbst zu bleiben und den Nichtswürdigen nicht auf der Stelle nieder zu schiessen, aber die Klugheit hielt meine zitternde Hand zurück. Ich wandte mich weg, um nur nicht ferner Zeuge dieses unmenschlichen Auftritts zu seyn.

Die Sklaven schlafen alle in grossen Sälen auf Pritschen. Die Reis *), oder solche, die ehemals freie Menschen und Kapitains der genommenen Schiffe gewesen, geniessen einen gewissen Vorzug vor den übrigen, haben eine besondere Wohnung, Betten, und noch einige andere Bequemlichkeiten, doch dürfen sie nicht ohne einen Aufseher ausgehen, und diesen müssen sie dafür bezahlen. Die Weiber werden in einem besondern Behältniß verwahrt.

Rings um den mittelmäßig grossen Hof des Gebäudes läuft eine Galerie und in die Mitte dessen ist der Brunnen frisches Wasser, von welchem anfangs erwähnt worden. Zuweilen traf mich die Wache in diesem Hof, und sah, wie diese Sklaven sich mit allerlei Arbeiten beschäftigten, um dadurch ihre bedaurenswürdige Lage etwas zu erleichtern. Sie kommen durchaus nackend in den Bagno, und der Orden läßt ihnen einen langen Rock reichen sich zu bedecken, der aber nicht eher durch einen neuen

*) Reis werden auch die Residenten von Tunis, Tripolis, Algier, und anderer Städte, der Barbarei genannt, welche wegen des Austausches und Ranzion der Sklaven unterhandeln. Diese geniessen einer vollkommenen Freiheit, müssen aber dennoch in dem Bagno wohnen.

ersetzt wird, bis er durchaus zerrissen ist. Sehr wenige sind daher im eigentlichsten Verstand bekleidet. Manche suchen und finden Beschäftigung in der Stadt, andere halten sich als Barbiere auf den öffentlichen Pläzen auf, andere flechten Körbe; noch andere backen auf einem Rost an den Ecken der Strassen eine Art leichter Kuchen, und endlich giebt es einige welche aus Holz mancherlei Küchengeräthe, und Spielwerke schnitzen, und so ihr elendes Leben verlängern.

Privatleute miethen öfters dergleichen Sklaven, und geben ihnen allerlei zu arbeiten. Eine Malteserin ließ einst ihre Betten ausbessern, und streckte sich im Vertrauen auf die Furcht, und den Gehorsam des arbeitenden Sklaven mit entblößtem Busen auf ihre Polster hin. Der Türke, der mit dem Verlust der Freiheit der Menschheit nicht entsagt hatte, konnte diesem Anblick nicht widerstehen. Er wagte etwas, und die Malteserin, die auf sein Stillschweigen rechnete, widerstund nicht. Die Sache wäre gut gegangen, wenn der Türke ein gewöhnlicher Wohllüstling gewesen, so aber wagte er etwas wovon Leute von guten Sitten kaum einen Begriff haben, und die anfänglich so duldende Malteserin fieng an laut zu schreien, und ihre Nachbarn um Hülfe zu rufen. Man stürzte in das Haus, bemächtigte sich des Sklaven, und brachte ihn nach der Kastellanei, wo er wenig Tage nachher zum Galgen verurtheilt wurde.

Ich würde dieser Hinrichtung nicht weiter erwähnen, wenn der Auftritt nicht zugleich bedaurenswürdig und lächerlich gewesen. Sobald der Tür-

ſe verurtheilt war, gab man ihm einen Beichtvater zu, der ihn drei Tage und Nächte lang nicht verließ, und ihn mit aller Gewalt zum Christenthum bekehren wollte. Als man ihn nach dem Galgen führte, hatte sich der Beichtvater heiſcher geſprochen, aber der Türke war nichts weniger als ein Chriſt. Unterdeſſen wurde keine in ſolchen Fällen gewöhnliche Ceremonie unterlaſſen; der Beichtvater ſtund mit dem Kruzifix in der Hand neben dem Delinquenten, ermahnte ihn ohne Unterlaß, man ſang das Salve, und begoß den Türken mit Weihwaſſer, alles war umſonſt.

Eine Menge Türken waren auf die Mauren rings um den Galgen geklettert, und warteten auf die Erſcheinung ihres Glaubensgenoſſen, um ihn durch ihre Gegenwart zu ſtärken, und gleich, als wenn ſie den Beichtvater verſtünden, winkten ſie ihm beſtändig, ihm kein Gehör zu geben, und als ein ächter Muſelmann zu ſterben. Einige riefen ihm ſogar das Wort Lay zu, welches Nein bedeutet, und womit ſie ſoviel ſagen wollten, als: hör ihn nicht an!

Der Beichtvater mogte nun die ſchmeichelhafteſten Worte an ihn verſchwenden, ihn einmal über das andere ſeinen Freund und Bruder nennen, ihm das Paradies ſo reizend als möglich ſchildern, ihn mit einer Menge Kreuze bezeichnen, und benediziren, nichts half, der Türke ſtarb als Mahomedaner. Sobald aber der Beichtvater den Delinquenten unbekehrt am Galgen ſah, vergaß er ſchnell, daß er ihn Freund und Bruder genannt, ſpie ihm ins Geſicht, ſchalt ihn einen Hund,

übergab ihn allen Teufeln, stürzte den Weihkessel um, und steckte das Kruzifix in die Tasche.

Mahomeds Gesetz zum troz ist ein Wirthshaus in dem Bagno errichtet worden, welches nie leer wird, und noch der einzige Trost der Sklaven ist. Zuweilen ereignen sich hier so gewaltsame Auftritte, daß die ganze Strenge der Aufseher dazu erfordert wird, die Wuth eines betrunkenen Türken zu dämpfen. Diesen einzigen Punkt ausgenommen, beobachten die Sklaven ihre Religionspflichten so genau, als es die Umstände verstatten. Der Orden hat ihnen ein mit Mauren eingeschlossenes Stück Feld abgetreten, welches ausser der Stadt liegt, und wo sie ihren Gottesdienst halten, und ihre Todten begraben.

Diese Sklaven werden zu den niedrigsten und härtesten Arbeiten gebraucht, rudern auf den Galeeren, reinigen den Hafen, kehren die Gassen, die grossen Plätze, die Kanäle, u. s. w. Kurz alles, was einem Ritter einfällt, zu befehlen, müssen sie mit der größten Pünktlichkeit verrichten, und zwar ohne Murren, weil ihnen sonst der Stock des Aufsehers droht.

Sehr selten geräth ein Sklave in Versuchung zu entwischen; während den zwei Jahren, die ich auf Malta diente, sind nur deren drei geflüchtet, und man hat nie erfahren, wie sie eine Barke erhalten, und unbemerkt aus dem Hafen hinaus kommen konnten, indem sie vor mehrern Schildwachen und Wachtschaluppen nothwendig vorbei passiren mußten.

Den folgenden Morgen mußte man die Malteser über diese Flucht urtheilen hören. Die drei Türken waren drei Bösewichter, welche den Orden bestohlen hatten, die Rache des Himmels würde sie ereilen, bevor sie ihr Vaterland wiedersähen, und in der Hölle erwarteten sie die schrecklichsten Qualen der Verdammten. So sprachen die Malteser, während ich meinerseits den Himmel bat, ihnen günstigen Wind zu schenken, damit sie bald wieder in den Schoos ihrer traurenden Familien zurückkehren mögten.

Da die meisten Sklaven vorher blos Fischer oder arme Seeleute waren, so würden sie in diesem Stand bis an ihren Tod verharren müssen, wenn nicht ihr Regent ihnen zu Hülfe käme, und einen Gesandten abschickte, der mit dem Grosmeister wegen ihrer Befreiung unterhandelt. Zuweilen werden einige durch sich selbst, oder durch ihre Familien losgekauft, und dann eilen sie von der Insel wegzukommen, als wenn diese ein verpesteter Aufenthalt wäre. Ich kannte einen, der am Tode lag, als man ihm die Nachricht von seiner Befreiung brachte; er bat, daß man ihn denselben Augenblick aus dem Bagno nach dem Hafen bringen mögte; es geschah, und zwei Stunden nachher verschied er im Hafen.

Dies Gefängniß steht unter der Aufsicht eines Kommenthurs, der sogar darin wohnt, aber die Aufseher brauchen ihn wegen Bestrafung der Sklaven gar nicht zu fragen, und er hält es unter seiner Würde, sich in dergleichen Detail einzulassen.

Wir wenden uns nun zu jener Stiftung, wo junge Mädchen auf Kosten des Ordens erzogen und unterrichtet werden, unter dem löblichen Vorwand sie der Ausschweifung und der Liederlichkeit zu entreissen. Aber man kann sicher behaupten, daß sie nirgends früher verführt werden, als hier, wo alte lüsterne Baillifs und Kommenthure, die Aufsicht führen, und Orgien gefeiert werden, vor denen die Sittsamkeit zurückschaudert.

Die Malteserinnen, welche auf der einen Seite nichts als Noth und Armuth, auf der andern die Möglichkeit einer Verbesserung ihrer Lage sehen, bedenken sich nicht lange, welches von beiden sie wählen wollen. Sie finden in dieser Vergessenheit ihrer selbst zugleich ein Mittel gegen die Noth, und Befriedigung eines Temperaments, welches ohnehin zur Wollust geneigt ist. Aber Schönheit gleicht der Rose, schnell verblüht sie durch Misbrauch und dann sinken diese Kreaturen wieder ins Elend zurück, wenn sie nicht etwa eine Tochter haben, ihre Stelle zu ersetzen. In diesem Fall verlangen sie von ihr, daß so wie sie selbst ihre Eltern im Alter unterstützt haben, ihre Tochter ihnen denselben Dienst leisten soll, daher sie nicht einmal das Alter der Reife erwarten, um sie in die Welt einzuführen. Ich habe Mädchen von zehn Jahren gesehen, die bereits sehr geübt waren.

Um diesen schändlichen Handel zu hemmen, läßt der Orden bei allen Weibern, die in dergleichen Verdacht stehen, Untersuchung anstellen; die Mädchen werden ihnen weggenommen, und

nach dem Kloster gebracht, wo sie bis zum mannbaren Alter auf Kosten des Ordens erzogen werden. So lobenswerth dieser Beweggrund, und so nützlich diese Stiftung zu gewissen Zeiten seyn konnte, so unläugbar ist es, daß die besten Einrichtungen dieser Art durch Misbrauch gefährlich werden können. Da nun alle von dem Orden abhängigen Häuser unter der Aufsicht eines seiner Glieder stehen, so geschah es, daß diese Direktoren zuweilen mehr oder weniger gewissenhaft waren, und ihr Ansehen dazu misbrauchten, diese jungen Kreaturen selbst zu verführen, wodurch sie das durch diese Stiftung beabsichtigte Gute von Grund aus vereitelten. Ueberdies dachten diese treulosen Verwalter niedrig genug, noch andere Ritter mit in das Geheimniß zu ziehen, und so wurde diese Freistatt der Unschuld und Sittsamkeit in eine Schule der Ausschweifung verwandelt.

Da man noch jetzt auf Malta, die beste Meinung von dieser Stiftung hegt, und die Obern des Ordens vielleicht selbst in diesem Wahn stehen, so wird man meine Behauptung wohl in Zweifel ziehen, allein ich kann feierlich bezeugen, daß ich dies Geständniß von einem Ritter selbst erhalten habe, der gewiß nie dachte, daß es öffentlich bekannt werden könnte, und sich vielleicht nicht erinnert, wie und auf welche Art es ihm entwischt ist. Wahrscheinlich würde er es sich zurückrufen, wenn ich ihm Zeit, Ort und Stunde angäbe; übrigens begehe ich hierdurch keine Treulosigkeit, man hat keine Verschwiegenheit von

mir verlangt, und ich habe mein Wort nicht gegeben.

Der Leser erwartet vielleicht von mir umständliche Nachrichten, über die innere Verfassung des Ordens, aber ich halte sie für so allgemein bekannt, daß es mir Zeitverlust, und ohne Nutzen scheint, etwas darüber hier zu wiederholen. Ich will mich blos darauf einschränken, den Einfluß zu untersuchen, den dieser Orden auf alles hat, was ihn umgiebt, und bei dieser Gelegenheit wird manches über dessen Verfassung vorkommen.

Obgleich der Orden, die höchste Gewalt auf der Insel besitzt, so wird die Rechtspflege doch nicht in seinen Namen verwaltet; es sind zween Tribunäle zu dem Ende vorhanden, nemlich die Kastellanei und die Rota. Die erstere entscheidet über alles in erster Instanz; die Rota hingegen ist ein Appellationsgericht, wo die Prozesse ohne weitern Vorbehalt entschieden werden.

Der Orden sah wohl ein, daß die Verwaltung der Rechtspflege sich nicht mit den Pflichten geistlicher Ritter vereinigen lasse, und richtete es daher wenigstens so ein, daß sein Ansehen nicht Abbruch litt, und daß er immer die Obergewalt über alle Kollegien behielte. Zu dem Ende führt der Seneschall des Ordens, den Vorsitz in der Rota, und ein Kommenthur präsidirt bei der Kastellanei, welcher daher den Namen Castellano erhalten hat. Diese Einrichtung schien hinreichend, die Autorität des Ordens zu befestigen, und die Edelleute der Insel ihrer Rechte zu berauben.

So uneingeschränkt indessen die Rota ist, so entscheidet sie doch nicht in Fällen, die Tod und Leben betreffen; alsdenn wird folgender Weg eingeschlagen. Wenn die Kastellanei ihr erstes Urtheil gesprochen, so werden die Akten nach der Rota zur Revision gesandt. Findet diese, daß die darinne zuerkannte Strafe vollzogen werden muß, so schickt sie den Prozeß, so wie sie ihn erhalten, an die Kastellanei zurück, und bestätigt hierdurch den Urtheilsspruch. Im entgegengesetzten Fall aber, ändert oder lindert sie das Urtheil. In bürgerlichen und politischen Dingen entscheidet die Rota ohne weitere Appellation.

Aus dem Umstand, daß die Rota kein Todesurtheil spricht, läßt sich vermuthen, daß dies Tribunal vormals die Rechtspflege im Namen der Kirche verwaltete. Die Kirche scheut bekanntermaßen das Blutvergiessen; es würde gegen die Gesetze der Sanftmuth und Menschlichkeit streiten, und selbst die Gottheit beleidigen, wenn man eines ihrer Werke zum Tod verdammte. So hat die Kirche von jeher gedacht, und diese Denkungsart durch die Inquisition bestätigt...

Die Prozedur und das Verfahren obiger beider Tribunäle ist mir nicht bekannt, aber sie mag seyn wie sie wolle, so kann sie nicht schlechter beschaffen seyn, als die Französische. Lebten wir nicht in dem Zeitpunkt einer Reform, so würde ich einige Bemerkungen über Frankreichs Justizverwaltung hieher setzen. Glücklicherweis haben die Franzosen endlich eingesehen, daß die Gesetze, welche Witt-

wen und Waisen beschützen sollen, zu sehr verunstaltet worden, um länger bestehen zu können.

Hier auf Malta scheinen die Gesetze eben nicht gewissenhafter verwaltet zu werden, als in Frankreich, der Unglückliche findet eben nicht leichter Gehör, und der Reiche und Mächtige wird nicht weniger begünstigt, worüber folgende Geschichte einen Aufschluß geben kann.

Ein Malteser war nach einer unsrer amerikanischen Kolonien gegangen, um sein Glück zu suchen. In der äussersten Noth, und von aller Hülfe entblößt, nahm sich ein Provenzale, der ein Kaffeehaus nach europäischer Art hielt, seiner an. Anfangs zeigte sich der Malteser dankbar, und gewann nach und nach das Vertrauen seines Wohlthäters, der seiner Seits mit seinem Dienste sehr zufrieden, sich seiner guten Handlung freute. Sein Vertrauen auf den Malteser stieg so hoch, daß er nichts zu wagen glaubte, wenn er ihm die Verwaltung seines Hauswesens anvertraute, während er in Familiengeschäften eine Reise nach Frankreich unternehmen mußte. Um ihm einen sprechenden Beweis seiner guten Gesinnungen zu geben, bietet er ihm an, sich zur Hälfte für ihren Handel miteinander zu verbinden. Der Malteser scheint, den Werth dieses Erbietens innigst zu fühlen, und der gute Provenzale reist im Vertrauen auf dessen Ehrlichkeit ab.

Der Malteser wartet unterdessen gerade solang, als sein Freund ohngefähr zur Reise, und zur Endigung seiner Geschäfte in Frankreich braucht, sobald er ihn aber auf der Rückreise glaubt, ver-

kauft er alles, nimmt das baare Geld zu sich und geht mit dem ersten Schiff nach Marseille. Hier fand er bald eine Gelegenheit nach Malta zu kommen, kehrt dahin zurück und erkauft sich von seinem Raub ansehnliche Besitzungen.

Man stelle sich die Verzweiflung und die Wuth des grosmüthigen Provenzalen vor, als er sich so schändlich hintergangen sah! Er erkundigt sich überall nach den Umständen, und jede Nachricht, die er erhält, ist ein neuer Donnerschlag. Er entschließt sich endlich, den Bösewicht zu verfolgen und zur Rechenschaft zu ziehen, kehrt nach Marseille zurück und geht von da nach Malta. Ohne Gönner und Vorsprecher stützt er sich bey den Tribunälen auf die Gerechtigkeit seiner Sache und läßt seinen Gegner vorladen, der ihm aber noch trozt. Die erste Untersuchung wurde eifrig betrieben, aber so wie der Malteser anfieng Geld zu spendiren, so zog sich die Sache in die Länge und blieb endlich ganz hängen. Der Provenzale verlohr bald alle Hofnung, wieder zu dem Seinigen zu kommen und war bald der Armuth nahe, als ihm jemand rieth, sich gerade zu an den Grosmeister zu wenden. Er that es, und binnen drey Tagen war er wieder im Besitz seines Vermögens und der Malteser mußte ins Gefängniß.

Bey den Gerichtshöfen war also keine Gerechtigkeit zu finden, und so erwiesen das Verbrechen des Maltesers war, so blieb es unbestraft, wenn nicht der Grosmeister durch sein Ansehen dazwischen trat. Wir wollen nun sehen, ob bey

andern Entscheidungen die Billigkeit besser beobachtet worden.

Ein gewisser Kaperkapitain, Guilielmo, hatte einen Prozeß mit einem Baron der Insel. Das Recht war auf seiner Seite, aber der Rang seines Gegners, die Schonung, welche der Orden gegen die Barone bezeigt, der Reichthum des letztern, kurz der ganze Abstand, der zwischen einem angesehenen Mann und einem Koper statt findet, war wider ihn, und der arme Guilielmo sah den Tag der Entscheidung mit Furcht und Zittern entgegen.

Man konnte nie ergründen, wie Guilielmo erfahren hatte, daß der Baron dem Castellano eine beträchtliche Summe Geld geschenkt, damit er seinen Prozeß gewinnen mögte, und daß dieser unbillige Richter so unbesonnen gewesen, dem Baron einen Brief zu schreiben, worin er ihm den Empfang der Summe meldet, und einen guten Ausgang seines Prozesses verspricht. Noch weniger konnte man begreifen, wie Guilielmo diesen Brief den Händen des Barons entrissen hatte; wahrscheinlich geschah es nach Korsaren Art, mit der Pistole in der Hand; kurz mit diesem Brief in seiner Gewalt läßt er den Prozeß ruhig entscheiden.

Wahrscheinlich hatte Guilielmo entweder den Baron bedroht, wenn er dem Castellano etwas davon sagen würde; oder dieser letztere erfuhr die Geschichte mit dem Brief zu spät, kurz der Prozeß gieng verloren.

Nun

Nun erst trat Guilielmo auf, klagte seine Richter der Bestechung an und bringt die Sache vor den Grosmeister. Das Verbrechen schien so wenig glaubwürdig, daß Guilielmo sehr ungünstig empfangen und sogar mit den härtesten Strafen bedroht wurde, wenn er die Kühnheit hätte, ein ganzes Tribunal und einen Kommenthur der Ungerechtigkeit und Bestechung zu beschuldigen; aber bey Vorzeigung des Briefs mußte der ritterliche Stolz verschwinden und Unwille trat an dessen Stelle.

Der Ordensrath wurde zusammen berufen, und der Castellano zuvörderst zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt; einige der Richter mußten ins Gefängniß, bis ihr Urtheil gesprochen würde, dem Baron wird sein Verfahren öffentlich verwiesen, eine beträchtliche Geldstrafe zuerkannt und Guilielmo wird in alle seine Rechte eingesezt.

Bald nachher veränderte der Orden das ewige Gefängniß des Castellano in eine Verweisung nach seinem Vaterland (Spanien); einer der Richter war zum Galgen verurtheilt worden, auch dies wurde gemildert, man ließ ihn seine übrigen Tage im Gefängniß beschliessen, die übrigen wurden begnadigt und auf freyen Fuß gesezt.

Diese beyden Begebenheiten, wird man sagen, beweisen doch, daß auf Malta noch Gerechtigkeit gehandhabt wird. Ich gebe dies zu, aber zugleich beweisen sie auch die Partheylichkeit und

Verderbniß der Richter, und dann haben vielleicht tausende nicht das Glück, das Guilielmo und der Provenzale hatten, ihre Klagen, bis vor dem Grosmeister zu bringen. Eine Menge solcher Klagen bleiben in dem Pallast desselben hängen, und werden von Rittern, die entweder durch Gold oder schöne Weiber gewonnen worden, aufgehalten und unterdrückt. Und wenn denn auch manche Klage vor ihm kömmt, folgt daraus, daß die Richter immer eben so strenge Gerechtigkeit ausüben? Ist nicht ihre Unwissenheit eben so sehr zu befürchten, als ihre Partheysucht?

Das Tribunal der Inquisition besteht aus einer gewissen Anzahl Dominikanermönche, wobey ein Groskreuz des Ordens den Vorsitz führt, und die Stelle des Grosinquisitors vertritt.

Auch hier erkennt man die Politik des Ordens, überall einige seiner Mitglieder hinzustellen, um in allen Theilen der Administration die Obergewalt zu behalten. Das Tribunal der Inquisition, dem es so leicht ist Uebels zu thun, und welches so selten eine Gelegenheit dazu vorübergehen läßt, war ein zu wichtiger Zweig der öffentlichen Gewalt, als daß der Orden ihn ganz in den Händen der Malteser lassen konnte. Man sah voraus, daß die immer geschäftigen Mönche sich stets bestreben würden, ihre Gewalt mehr auszudehnen, und daß dies ewigen Zwist zwischen ihnen und dem Orden erregen würde. Das heilige Gericht ist bekanntermaßen berechtigt, jedermann ohne Ansehn der Person und des Standes vor sich zu fordern, und wie konnten sich

zwey so stolze, so harte, so unbiegsame Parthien, als Ritter und Mönche, entschließen, einander nachzugeben? Diesem allen hat der Orden dadurch vorgebeugt, daß er einen seiner Groskreuze an die Spitze der Inquisition stellte, und doch mußte er hiebey sehr klug zu Werke gehen, und hatte manche Schwierigkeiten von Seiten Roms zu überwinden.

Wo man also nur seine Augen hinwendet, entdeckt man immer eine geheime Triebfeder, welche blos nach dem Willen des Ordens regiert wird. Der einzige Verwaltungszweig, den man den Baronen der Insel allein überlassen hat, ist die Kommendantenstelle von Citta Vecchia, und auch diese wird von den Orden gefesselt, indem man den jedesmaligen Besitzer dieser Stelle mit dem Ordenskreuz beehrt.

Das Inquisitionsgericht ist zu Malta bey weitem nicht so streng und grausam, wie in Portugall und Spanien, ich habe kein einziges sogenanntes Auto da Fe´ erlebt, und die Dominikaner scheinen hier nicht so blutdürstig, wie ihre Brüder, in andern katholischen Staaten. Während meines Aufenthalts wurde ein Maltesischer Renegat zum Galgen verdammt und gehangen. Dies Urtheil schien mir von der Inquisition herzukommen, die Gattung des Verbrechens und die Todesart bestärkten mich in dieser Vermuthung. Aber wenig Tage nachher erfuhr ich, daß der Orden diesen Menschen als einen Räuber hinrichten lassen, weil er es gewagt hatte, Fahrzeuge mit der Ordensflagge an-

zugreifen, und daß er deswegen von dem weltlichen Richterstuhl verurtheilt worden. Der Orden erklärte sich hier, ohne es zu wissen, selbst für einen Räuber, indem dieser Mensch das Kapergewerbe getrieben, so wie der Orden selbst. —

Kein Todesurtheil darf vollzogen werden, bevor es nicht mit der Unterschrift des Grosmeisters bestätigt worden. Die Art der Hinrichtung ist aber in ihrer Art einzig.

Wenn der Delinquent sein Todesurtheil erhalten hat, bringt er drey Tage und drey Nächte in einer Kapelle, an der Seite eines Mönchs zu, der ihm mit Ermahnungen und Gebeten sogar den Schlaf verscheucht. Dann wird er auf einem Karren nach dem Galgen gebracht, während der Geistliche ihm von Zeit zu Zeit mit Weihwasser besprengt, und das Salve angestimmt wird. Unter dem Galgen wird er auf ein zwey bis drey Schuh hohen in der Luft schwebenden Block gestellt; der Scharfrichter bedient sich nicht der gewöhnlichen Schlinge, sondern eines Bretts, welches zween Löcher hatte, wodurch er den Strick durchzog, und an den Galgen befestigte; indem er dieses Brett etwas niederbog, bildete der Strick eine Art Halsband, das er dem Delinquenten umlegte; hierauf wurde der untere Block stark heruntergezogen und der Delinquent blieb in der Luft schweben. Hierauf macht der Scharfrichter einige Sprünge auf dem obern Brett, während sein Knecht den Delinquenten an den Füßen herunterzieht, und auf diese Art muß derselbe eine gute Viertelstunde sich quälen.

Auf meine Frage, warum man sich eines solchen unbequemen Instruments bediente, wodurch der Delinquent nur gemartert würde, erhielt ich zur Antwort, daß weil der Orden das Blutvergießen verabscheute, und kein Mensch berechtigt wäre dem andern das Leben zu nehmen, so thäte der Scharfrichter nichts weiter, als daß er auf einem Stücke Holz herum tanzte. Ich fand diese Ausflucht so lächerlich als kindisch, erfuhr aber nachher, daß dies die gewöhnliche Art des Hängens auf Malta wäre, und würklich wurde der Türke, dessen oben erwähnt worden, auf dieselbe Art gehangen.

Die Polizey von Malta steht unter einem **Barigello**, welche Stelle mit der eines Hauptmanns der Landreiter in Frankreich übereinkömmt, wenn dieser **Barigello** nichts als tapfere und brave Leute unter sich hätte. Aber jeder wird ohne Unterschied unter die Bande der **Sbirren** aufgenommen, welcher zu gleicher Zeit das Geschäft des Polizeyaufsehers, der Inquisitionsdiener, Häscher u. s. w. versehen. Nur der Malteser Bürger vermag die Bedrückungen zu erzählen, die er von diesen Kerls aushalten muß, die gewöhnlich aus dem Wegwurf der Kaperschiffe und der Galeeren bestehen.

Ueberhaupt muß ich offenherzig gestehen, daß wenn je eine Regierungsform mir ungerecht schien, so ist es die, welche sich der Bürger von Malta muß gefallen lassen. Jeder vernünftige Mann wird es seltsam finden, daß Fremde sich als Oberherrn in einer Gegend niederlassen, deren Himmelsstrich gar nicht für sie paßt; wenn noch zwischen diesen Fremden und den Bewohnern dieser Gegend irgend ein

Verhältniß von wechselseitigem Vortheil statt fände, wenn das Glück des einen von dem Glück des andern abhienge, so müßte man eine solche Einrichtung mehr bewundern als tadeln. Aber weit entfernt, daß dies der Fall wäre, kommen vielmehr Franzosen, Italiäner, Portugiesen, Spanier und Deutsche, alle mit den Vorurtheilen ihrer Länder eingenommen, voller Stolz und Anmaßung, hieher nach Malta, wo sie sich plözlich in Regenten verwandelt und mit einer Gewalt bekleidet sehen, die sich über alles erstreckt, was ausser den Gränzen ihres Ordens liegt.

Eine solche üble Regierungsform war nicht für die Malteser bestimmt, denn sie streitet wider die Billigkeit und die Vernunft. Die Christenheit konnte unmöglich den Grundsaz annehmen, daß es zu ihrer Ruhe nöthig wäre, die Bewohner einer ganzen Insel in der Sklaverey zu erhalten, eben so wenig konnte man die Malteser für so eingeschränkt halten, daß sie unfähig wären, sich selbst zu regieren.

Vergleicht man aber den gegenwärtigen Zustand der Dinge mit den Zwecke der Stiftung des Ordens, so wird man überzeugt, daß dessen Daseyn der gesunden Vernunft widerspricht, und wenn man ferner die Weichlichkeit, den Müßiggang, die Sittenlosigkeit und Untauglichkeit seiner Glieder erwägt, so kann man mit Grund der ganzen Christenheit erklären, daß sie dadurch die heiligsten Pflichten, die der Gerechtigkeit und Menschlichkeit gegen die Bewohner von Malta verlezt.

Die Malteser waren ehemals unter der Herrschaft ihrer Barone glücklich und würden es wieder werden, wenn der Orden von der Insel verjagt würde. Der kleine Umfang der Insel, ihre Volksmenge, alles würde eine gute Verfassung begünstigen, denn je mehr die Menschen einander genähert werden, desto besser verstehen sie sich und stimmen überein, weil bey solchen engen Verhältnissen jeder den andern richtiger beurtheilen und schätzen kann. Noch mehr wird eine gute Regierungsform dadurch begünstigt, wenn das Land, so sie einnimmt, von andern abgesondert und nicht leicht zugänglich ist; so hat z. B. eine Insel immer weniger als ein grosser Staat zu befürchten, weil leztere von mächtigen Nachbarn umringt ist, die immer einigen Einfluß auf dessen Einrichtung haben.

Die Insel Malta könnte eine der blühendsten im mittelländischen Meere seyn, troz ihrer Unfruchtbarkeit, wenn nicht die Regierungsform alles im Keim erstickte; denn nirgends ist eine solche tiefe Kluft zwischen dem Regenten und dem Volk befestigt. Der Orden hat sich zum **unumschränkten Herrn** aufgeworfen, alle Zweige der Verwaltung an sich gerissen, und der Einwohner wird nicht anders als ein Sklave behandelt, dem sein Tirann das Leben läßt, weil er Vortheil davon zieht.

Der Orden schränkt sich allein auf sich selbst ein, sieht nur auf sich, denkt nur auf sich, alles ausser ihm ist nichts. Die Regierungsform, die er auf Malta eingeführt hat, ist die übertriebenste **Aristokratie**; nie kann der Einwohner an irgend einem Zweig der Verwaltung Theil nehmen und sich

emporschwingen, der Orden hat ihn zu ewiger Erniedrigung und Sklaverey verdammt. Der Wille jedes Ritters ist sein Gesetz, er kann sich an keine höhere Macht wenden, die seine Person und sein Eigenthum gegen die Willkühr eines Mitglieds des Ordens schützt. Die Türken kennen nur einen Despoten über sich, die Malteser erkennen deren achthundert über sich, welches durch folgende Aeusserung eines Ritters selbst bestätigt wird.

Der Bruder des berühmten Marquis d'Argens, der sich durch eine seichte Schrift über den Malteserorden bekannt gemacht hat *), sagt unter andern von einem gewissen Ritter Marboeuf, welcher acht und zwanzig Jahr alt, und höchstens nur zehn bis zwölf Monathe zu warten hatte, um eine Kommende von neun bis zehntausend Livres Einkünfte zu erhalten, „daß wenn dieser junge Mensch im dreyßigsten Jahr sich auf Malta niederlassen wollte, er keine andere despotische Obergewalt mehr zu erkennen hätte, als diejenige, wovon er selbst Mitglied ist. Man wird hieraus ersehen, daß ich nichts übertreibe.

Was läßt sich also von einer Regierungsform sagen, die sich auf keine Gesetze, auf keine Grundlage stüzt, und blos nach Willkühr und Laune handelt? Gar nichts, man muß sich begnügen, das Land zu bedauren, welches unter solchem Despotismus erbeutet wird, und das Mitleid der Mächte rege zu machen suchen, die im Stand sind, dem Uebel abzuhelfen.

*) Reflexions politiques sur l'Etat et les Devoirs des Chevaliers de Malte, 8. 1739.

Schon oben ist erwähnt worden, daß die Ordensstatuten zu bekannt sind, als daß wir sie hier wiederholen sollten. Man weiß, daß seit dem Abfall Heinrichs des VIIIten von der römischen Kirche, die Engländer nicht mehr in dem Malteserorden aufgenommen werden; daß die Würden und Aemter, die mit der englischen Ordenszunge verknüpft waren, ohne daß sie erloschen erklärt, oder der Name England ausgestrichen wurde, unter die andern Zungen vertheilt worden sind. Wenn also die Engländer sich heute entschlössen, das Ansehen des Pabstes zu erkennen, so könnten sie in alle ihre Rechte wieder eintreten.

Von jener Zeit her waren immer nur sieben Ordenszungen vorhanden, nemlich die von Provence, Auvergne, Frankreich, Italien, Arragonien, Deutschland und Kastilien.

Im Jahr 1782. fiel es dem Churfürsten von Bayern ein, eine Ordenszunge in seinen Staaten zu besitzen, und er suchte es durch seine Kreaturen bey dem Orden dahin zu bringen, daß diese neue Zunge auf die von England gepfropft würde; aber die Ordensstatuten widersprachen einer solchen Neuerung ausdrücklich, und dann schien es auch nicht unmöglich, daß England nicht einst wieder in den Schooß der römischen Kirche zurückkehren könne.

Der Orden, der indessen hier ein Mittel sah, sich weiter auszubreiten, sann auf andere Wege, den Churfürsten zu befriedigen, indem er beyde Benennungen verband, und die neue Zunge die Englisch-Bayersche nannte. Da aber ein solcher Beschluß nothwendig mit Englands Einwilligung geschehen

mußte, so wurde eine Deputation nach London gesandt, um darüber zu unterhandeln, und der Londner Hof machte nicht die geringste Schwierigkeit in einer Sache, die ihm höchst gleichgültig seyn mußte.

Es kam nun darauf an, die Oberhäupter dieser neuen Zunge zu ernennen, und die mit der englischen ehemals verknüpften Würden und Aemter zu sammeln, welche durch die Länge der Zeit und Umstände so sehr zerstreut und entstellt worden, daß sie kaum wieder zu erkennen waren. Ich übergehe die Intriguen und Kabalen, welche von Seiten derer gespielt wurden, die bisher im Besitz dieser Würden gewesen; kurz von beyden Seiten wurde alles aufgeboten, um die Unternehmung zu vereiteln, Geld, Weiber, Drohungen, Schmeicheleyen Kriechereyen. Alles war mit im Spiel, aber umsonst.

Derjenige, der zur ersten Würde ernannt wurde, wollte nun alle übrigen, die vormals mit der englischen Zunge verknüpft gewesen, wieder aufleben lassen, und da der Pfeiler dieser Zunge ehemals den Namen eines Türkopoliers geführt, so forderte er auch diesen Titel für sich. Nun erst entstanden Schwierigkeiten! man wollte wissen, wo diese Würde, eine der höchsten des Ordens, hingekommen, und seit der Trennung Englands von Rom, war die Würde eines Türkopoliers tief in Staub versunken, und nur die Einkünfte derselben waren noch bekannt.

Eine der Verrichtungen, die mit dieser alten Würde verknüpft waren, bestund darin, daß der Besitzer derselben die Küsten der Insel von Zeit zu Zeit untersuchen, und sie beständig in Vertheidigungs-

stand erhalten mußte. Auch hatte der Türkopolier das Kommando über die Reiterey und die Seetruppen; alle drey Würden waren theils zerstreut, theils abgeschaft. Der Pfeiler der Zunge von Provence hatte die Aufsicht über die Küsten erhalten, die nachher dem Kommendanten der Galeeren übertragen worden; die Kavallerie war abgeschaft worden; die Seetruppen hatten kein Oberhaupt mehr und formirten nicht einmal ein eigenes Korps.

Der Baillif von Lora übernahm die Vertheidigung des neuen Türkopoliers, und der Baillif von Epenne suchte ihn zu widerlegen. Nachdem von beyden Seiten einige Riese Papier verschrieben worden, brachte man die Sache vor den Richterstuhl der christlichen Potentaten, welche entschieden, daß der neue Türkopolier wieder in alle seine Rechte, Würden und Einkünfte eingesezt werden müßte.

Seit dieser Zeit sind acht Ordenszungen vorhanden; jedes Oberhaupt oder Pfeiler einer Zunge regiert die seinigen, so daß sie einander sämmtlich das Gleichgewicht halten. Der Grosmeister ist im eigentlichen Sinn nichts weiter als ein Doge, in dessen Händen die höchste Gewalt nicht ist. Alle Geschäfte werden in dem gewöhnlichen vollzähligen und geheimen Rath und in dem Schatzkollegio verhandelt und endlich entschieden.

Vormals herrschte in der Verwaltung des Ordens eine Pünktlichkeit und Strenge, welche wenig Gelegenheit zu Intriguen ließ; aber seit 1631, da der allgemeine Ordensrath nicht mehr versammelt worden, geschieht alles durch Gunst, durch Schleich-

wege und Kabalen. Man sucht mehrere Kommenden und Stellen soviel möglich in einer Person zu vereinigen, wodurch die jüngern Ritter zur Schmeicheley und Kriecherey gewöhnt werden; jeder sucht die Gunst des Grosmeisters oder irgend eines mächtigen Baillifs zu erhalten; und in der innern Verwaltung des Ordens herrschen solche Misbräuche, daß man die Zusammenberufung eines allgemeinen Ordensraths eben so sehr fürchtet, als in Frankreich die Höflinge die Versammlung der Generalstaaten fürchteten.

Sogar die Wahl des Grosmeisters ist nicht mehr als der Erfolg eines freyen Willens, und des allgemeinen Wunsches der Ritter zu betrachten. Ueberall haben sich die Weiber mit eingeflochten, und in allen Fällen, wo es die Ertheilung einer Kommende oder einer einträglichen Stelle betrift, haben diese ihre Hände mit im Spiel. Daß dieses auch bey der Wahl des Grosmeisters eintrift, soll nun bewiesen werden.

Den Ordensstatuten zufolge, soll nach Absterben eines Grosmeisters, der Seneschall das Interimskommando führen, und drey Tage nachher soll sich das ganze Ordenskapitel in der St. Johanniskirche versammeln und zu einer neuen Wahl schreiten. Jede Zunge soll sich in ihre eigene Kapelle begeben, diejenigen ausgenommen, aus welcher der Magister Lieutenant gewählt worden, diese soll in dem Schiff der Kirche Plaz nehmen. Jede Zunge ernennt nun drey Wahlmänner, woraus ein und zwanzig wählende entstehen, die durch das Loos ernannt wer-

den. Um die englische Zunge vorzustellen, muß jede der andern einen **Wähler** ernennen, und aus diese sieben Ernannten, werden wieder durch Mehrheit der Stimmen drey gewählt, und den ein und zwanzig bereits Gewählten zugesellt.

Diese vier und zwanzig gewählten ernennen einen Präsidenten, nach dessen Ernennung sogleich die Würde eines **Magisterlieutenants** aufhört. Hierauf ernennen sie ein **Triumvirat**, welches aus einem Ritter Groskreuz, einem Ordenskaplan und einem dienenden Bruder besteht. Denn begeben sie sich alle weg und lassen dieses **Triumvirat** in dem Konklave; das Triumvirat ernennt noch einen vierten, diese vier einen fünften und sofort bis zu dreyzehn, so daß mit dem Triumvirat in allen sechszehn Wählende beysammen sind. Alle schreiten nun sämmtlich zur Wahl eines Grosmeisters durchs Loos und derjenige, so die meisten Stimmen erhält, wird zu dieser Würde erhoben.

Heut zu Tage geht dies alles ganz anders. Die Ritter versammeln sich nicht mehr in der Johanniskirche, sondern in ihrem Gasthof. Hier werden die ein und zwanzig Wählenden, nach obiger Form ernannt, die englische Zunge bey Seite gelassen, und die übrigen Formeln als unbedeutend übergangen. Die ein und zwanzig Wählenden begeben sich nach ihrem Hotel, an dessen Thüre eine Wache gestellt wird. Ehe sie ernannt wurden, gab es schon Kabalen, jezt aber, da sie eingeschlossen sind, geht das Geschäft von neuem an, jezt mischen sich die Weiber ein, laufen von ei-

nem zum andern, und suchen Stimmen für ihre Günstlinge zu sammeln. Jeder Wählende schließt den Namen dessen, dem er seine Stimme giebt, in eine Ballotier Kugel ein, und überschickt sie ihm versiegelt. Die Kugeln werden dann nach dem Pallast gebracht, und in Gegenwart des Seneschall geöfnet.

Wenn bey dieser ersten Sammlung eine Stimmenmehrheit herauskommt, so hat alle Kabale ein Ende, sind die Stimmen hingegen getheilt, so wird das Resultat des Ballotirens denjenigen, die Stimmen hatten, zugeschickt und nun geht das Kabaliren mit verdoppeltem Eifer an, weil kein Ballotiren mehr statt findet. Die Wählbaren sind nun Herren des Kampfplatzes, und es kömmt nun darauf an, wer am meisten bietet, um die Stimme seiner Konkurrenten zu erhalten; auch hierbey thun die Weiber wieder das Meiste.

Der Grosmeister Emanuel Rohan hatte bey der leztern Wahl sieben Stimmen erhalten, der Baillif von Bompeche viere, die übrigen waren zertheilt. Es kam nun darauf an, wer von diesen beyden den Sieg behalten würde. Jeder beharrte auf seinem Sinn, die Wahl wurde in die Länge gezogen und wäre gar an den Pabst gekommen, weil dieser das Recht zu haben vorgiebt, während der Vacanz den Grosmeister zu ernennen. Aus diesem Grund wird die Wahl immer beschleunigt, und die Erklärung von dem Tod des Grosmeisters verzögert.

Endlich ließ Emanuel von Rohan die Maitresse des Baillif von Bompeche zu sich

rufen und bot ihr zehntausend Livres jährlicher Einkünfte an, wenn sie ihm die vier Stimmen ihres guten Freundes verschafte. Die Lockung war zu verführerisch, um abgewiesen zu werden; in wenig Stunden veränderten die vier Stimmen ihre bisherige Wohnung und Emanuel von Rohan ward Grosmeister.

Da man sich in einem so wesentlichen Punkt Abweichungen von der Regel erlaubt hat, so ist zu vermuthen, daß man in unwichtigen Punkten weniger Bedenken trug. Ueberhaupt ist die alte Regel ziemlich vernachläßigt, und selbst das Ordenskleid wird nur noch von dem Grosmeister getragen, weil es nebst dem Baret ein Zeichen seiner Würde ist. Uebrigens wird weder Observanz noch Disciplin beobachtet, und so wie jeder Ritter wohnt, wo es ihm beliebt, so handelt er auch nach seiner Willkühr *).

Jede Zunge sieht blos auf die Behauptung ihrer Rechte, und alle Mitglieder werden durch Eigennuz getrieben, jeder sucht eine Kommende oder eine Stelle bey dem Finanzdepartement zu erhalten, denn in diesem leztern ist der meiste Vortheil zu hoffen. —

*) Nur an hohen Kirchenfesten, z. B. in der Charwoche hängen die Baillifs den Mantel um, aber doch auch sehr selten. Diejenigen Ritter, welche unter den verschiedenen Korps als Offizier kommandiren, legen an Paradetagen ein kurzes Oberkleid oder Soubreweste von rother Seide an, welches vorn und hinten mit einem großen weissen Kreuz bezeichnet ist.

Diese Abweichung von der Regel, und das unmoralische zügellose Betragen der Ritter, rührt gröstentheils blos von dem weichlichen und anstößigen Leben der Obern des Ordens her; und unter diesen hat keiner die Unverschämtheit so weit getrieben, als Pinto, so daß man seiner Regierung, die Vernachläßigung der Regel, der Polizey und die Hintansetzung aller Sittsamkeit und Schamhaftigkeit Schuld geben kann. Er war ein ausgelassener Wollüstling, und wollte gerne, daß jedermann an seinen Lustpartien Theil nehmen und ihm nachahmen mögte. Sah er, daß die jungen Ritter kein Geld mehr hatten, so stellte er sich krank, dann kamen die Baillifs, schlossen ihre Kassen auf, und boten den Rittern Geld, um ihre Stimmen zu erhalten; bemerkte nun Pinto, daß diese leztern wieder bey Geld waren, so wurde er plözlich wieder gesund und die Schwärmereyen giengen von neuen. Er hatte Frauenzimmer in seinem Pallast aufgenommen, die bey ihm wohnten, und jeder Tag war mit einer neuen Lustbarkeit bezeichnet. Ob übrigens die Geschäfte des Ordens gut oder schlecht giengen, das war ganz und gar nicht seine Sorge.

Sein Nachfolger Rohan, ein schwacher Mann, ohne Charakter und Entschlossenheit, läßt alles gehen wie es geht. So lang der Marquis Freslon lebte, wurde er ganz von demselben regiert, und wahrscheinlich wird die Stelle des Marquis bald durch einen andern ersezt werden, da der Großmeister

ster schlechterdings durch sich selbst nichts ist und von andern regiert werden muß.

Dieser **Freslon** regierte auf Malta so unumschränkt als der Grosherr zu Konstantinopel. Ich selbst hörte ihn einst auf der Parade sagen, daß er eben so zu Malta regiere, wie **Ludwig der XVIte** in Frankreich. Kurz, er misbrauchte die Gewalt, die er über den Grosmeister hatte, so sehr, daß er sich den Haß des ganzen Ordens zuzog; und niemand hielt seine Todesart für natürlich . . . . Er starb als **Baillif**, nachdem er seinen Vetter, einen Jüngling von sechszehn Jahren, zum General der Galeeren ernennen lassen und ihm dadurch den Weg der Kommenden eröfnet hatte.

Mitten in einer solchen Achtlosigkeit und Geringschätzung aller alten Vorschriften, wird man wohl nicht erwarten, daß die Ritter ihr Gelübde halten, und vielleicht ist der Leser durch das bisher gesagte bereits so vorbereitet worden, daß er gar keine Aehnlichkeit zwischen den ehemaligen **Hospitaliter Rittern** und ihren heutigen Nachfolgern mehr erwartet. Ich würde sogar das Kapitel der Gelübde ganz übergangen haben, wenn es mir nicht Gelegenheit gäbe, den Orden noch besser zu enthüllen. Hier ist also die Formul derselben:

Ich . . . . schwöre, verspreche und gelobe dem allmächtigen Gott, (der glorreichen Jungfrau Maria und unserm Herrn Patron Sankt Johann dem Täufer), daß ich vermittelst seiner Gnade beobachten und halten will, wahre Obedienz gegen den-

jenigen, der mir von Gott und Ordenswegen vorgesezt worden: wie auch ohne Eigenthum zu leben, und Keuschheit zu halten, wie es einem ächten katholischen Religiosen geziemt. — Dieser Eyd wird mit der Hand auf dem Evangelium, am Fuße des Altars abgelegt.

Der Gehorsam ist nothwendig, um die Ordnung unter einer Gesellschaft Religiosen zu erhalten. Sobald man aber keinen Obern mehr anerkennen will, und sich den Obern gleich schäzt, so entsteht eine Anarchie, wo jeder glaubt seinen Haß und Rache befriedigen zu können; dann will jeder befehlen und keiner gehorchen, und so entstehen Zänkereyen, Ausfoderungen, Duelle und Mord.

Ich hörte einst den Ritter de la Serda einen Spanier, sich über den Grosmeister eben so unbescheiden als unschicklich ausdrücken, und die Worte mit der That begleiten. Er war Kapitain unsers Regiments, folglich doppelt dem Grosmeister untergeben, sowohl als Ritter, als vermöge dieser Stelle. Eines Tages stund ich an dem Seethor Schildwache, da dieser Ritter gerade den Posten kommandirte. Des Grosmeisters Wagen erscheint in der Ferne, und die Schildwache rief unters Gewehr; wir alle liefen nach den Flinten und stellten uns vor der Hauptwache in Glieder, als der Ritter de la Serda es uns mit folgenden Ausdrücken verbot. Ich bin so gut Ritter wie dieser B. . . . (Bougre war sein Ausdruck) ich bin nicht gesonnen mich vor ihm zu erniedrigen, bin ihm nichts schuldig, bleibt an

euren Stellen. Der Grosmeister fuhr vorüber, warf einen flüchtigen Blick auf die nicht präsentirende Wache, auf den Kapitain und sagte kein Wort. —

Nach diesem Auftritt kann man von dem Gehorsam der Ritter gegen ihre Obern urtheilen, ihre Unterwürfigkeit richtet sich stets nach dem größern oder geringern Interesse, das sie bewegt, ihre Obern zu schonen, daher man welche sieht, die ganz und gar alle Schranken gegen sie überschreiten, und andre, welche den Gehorsam bis zur Erniedrigung treiben.

Der Marquis Freslon unter andern glaubte, daß sich alles vor ihm beugen, und daß sein Wille Gesetz wäre, und da er die Obern des Ordens als seine Untergebnen betrachtete, um so höher sah er auf diejenigen herab, die ihm untergeordnet waren.

Sehr oft nahm er sich daher heraus, dem Plazmajor, Herrn de la Garde in sein Amt zu greifen, durchlief die Hauptwachen, examinirte die Schildwachen und veränderte die Parolen. Der Ritter de la Garde, der dies endlich müde wurde, gab es ihm deutlich zu verstehen, und eines Tags als die Wache bereits unterm Gewehr stand und Freslon anfangen wollte zu kommandiren, kam Herr de la Garde dazu, verbot ihm das Kommando und sagte ihm, daß, wenn die Wache einmal auf dem Paradeplaz stünde, es dem Plazmajor allein zukäme, sie zu kommandiren. Dies war recht und billig.

Der Oberste **Freslon**, dessen Stolz dadurch empfindlich beleidigt war, eilte sogleich zu dem Großmeister, und beklagte sich über das Verfahren des Ritters **de la Garde**, während dieser ganz gelassen seine Verrichtungen fortsezt, die Wache abziehen läßt, und nachher dem Obersten eine Ausfoderung zuschickt. **Freslon** legt sogleich seine Stelle nieder und erscheint den andern Morgen bey aufziehender Wache auf dem Paradeplaz, in der Uniform des französischen Regiments **Heinault**, bey dem er Major war. Mit einer Frechheit ohne Beyspiel wandte er sich nun an die Soldaten mit folgender Anrede: „Ich bin nicht weiter euer Oberster, meine Freunde, und wünsche von ganzem Herzen, daß mein Nachfolger euch lieben mögte, wie ich euch liebte, so beschützen mögte, wie ich euch beschüzte. Ich zweifle nicht, daß ihr mich einst vermissen werdet; der Marquis **Freslon** war euer Vater, er liebte euch als seine Kinder; lebt wohl meine Freunde, schenkt mir ferner eure Liebe, so bin ich für alle meine Bemühungen belohnt“ —

Ich übergehe die Unverschämtheit eines Mannes, der, nachdem er die Soldaten auf das äusserste mishandelt, sich noch ihren Vater zu nennen wagte, und sich versprechen konnte, von ihnen bedauert zu werden. Auch blieb diese Rede ohne alle Würkung, die Soldaten waren stumm und der Ritter **de la Garde** warf im Vorbeygehen dem Marquis einen stolzen und verächtlichen Blick zu, der ihn zu Boden schlug.

Unterdessen mußte diese Sache ausgemacht werden und der Marquis eilte gar nicht, sich zu

stellen. Endlich trat der Grosmeister mit seinem Ansehen dazwischen; aber der Ritter de la Garde schien nicht geneigt, dem Befehl seines Obern zu gehorchen und forderte den Marquis Freslon aufs neue heraus. Um die Ehre seines Günstlings zu retten, mußte der Grosmeister endlich nachgeben, und die beyderseitigen Freunde um ihre Vermittelung ersuchen, die Sache wurde unterdrückt, der Marquis übernahm wieder das Kommando des Regiments, hütete sich aber von der Zeit an, sich wieder in die Verrichtungen des Plazmajors zu mischen.

Diese Anekdote beweist, wie wenig Achtung die Ritter gegen ihre Obern bezeigen, und wie sehr sie geneigt sind, die Schranken ihrer Autorität zu überschreiten. Wäre es mir vergönnt gewesen, in den Rath, die Kollegien und die Gasthöfe zu dringen, und nähere Kenntniß von der Verwaltung zu erhalten, so würde ich ohnstreitig mehrere Beyspiele von Insubordination bemerkt haben.

Indessen bemerkte ich doch so viel, daß so oft die Kapitains nach der Kaserne kamen, die Lieutenants sich wegbegaben, um nicht ihre Würde durch Anhörung irgend einer Ordre von denen, die über ihnen waren, zu erniedrigen. Eben so verliessen die Kapitains ihre Compagnien, wenn sie wußten, daß der Major zur Visitation kommen würde. Sobald dieser wieder fort war, kamen die Kapitains wieder, hoben die Befehle desselben auf und gaben neue, so daß der Soldat unaufhörlich geplagt wurde.

Das Gelübde der Armuth will nicht viel bedeuten, die Ritter sind gewöhnlich jüngere Söhne von halb ruinirten Familien, die es lieber gese-

hen, wenn sie gar nicht auf die Welt gekommen wären; glücklicherweis bietet ihnen der Malteserorden Mittel dar, sich ihrer zu entledigen. Der junge Edelmann kömmt also mit dem Wenigen, was er hat, nach Malta, und besitzt schon nichts, bevor er noch das Gelübde ablegt, kein Eigenthum zu haben; so daß dasselbe blos darin besteht, auf alles Väterliche und Mütterliche Erbtheil Verzicht zu thun, welches gewöhnlich auch überflüssig ist.

Endlich betritt er die Bahn der **Kommenden**, und nun kömmt es auf ihn an, die Umstände zu benutzen, denn nun kann er das Eigenthum des Ordens nach Belieben gebrauchen, und nach Willkühr entweder sparen, oder verschwenden. Was kann es ihn kümmern, daß er dies Eigenthum nicht verkaufen darf, da er es nach Belieben geniessen kann?

Dennoch, wird man mir vielleicht einwenden, kann der einzelne Ritter nie etwas **Eigenes** besitzen, und dies ist wahr, aber das ganze Korps der Ritter zusammengenommen, besitzt ein grosses Eigenthum, und beinah mehr als dienlich ist. Jeder von ihnen besitzt mehr oder minder beträchtliche Einkünfte, und wenn das Gelübde nichts Eigenes zu besitzen, soviel als **Armuth** bedeuten soll, so möchte ich doch wohl wissen, ob wohl je ein Malteserritter **arm** gelebt hat, und **arm** gestorben ist?

Wir kommen nun zum dritten Gelübde der Ritter, die **Keuschheit** betreffend.

Einer unsrer ersten Philosophen, hat sehr richtig den Begriff der **Keuschheit** von demjenigen, der **Enthaltsamkeit** unterschieden. „Alle Menschen, sagt er, sind ohne Rücksicht auf Zeit, Geschlecht, Alter, und Stand verpflichtet **Keusch** zu leben, aber keiner ist zur gänzlichen **Enthaltsamkeit** verbunden *).“

Diesem nach mögen nun die Ritter selbst erklären, was sie unter dem Wort **Keuschheit** verstehen. Wollen sie dadurch anzeigen, daß sie sich aller Gemeinschaft mit dem andern Geschlecht enthalten, so ist es **Enthaltsamkeit**; behaupten sie aber, daß sie blos die eigentliche **Keuschheit** beobachten sollen, so ist das Gelübde überflüssig, indem sie nie in den Ehestand treten, und folglich nicht wissen, was **Keusch leben** bedeutet; denn, „Keuschheit besteht nach oben angeführtem Philosophen, darinn, daß man die Freuden der Liebe, blos insofern sie das natürliche Gesetz, und nach der Art, wie es dies Gesetz erlaubt, genießt **).“ Hieraus folgt, daß man verheurahtet, und zugleich keusch leben kann.

Da nun die Ritter dem Ehestand gänzlich entsagen, und sich blos auf den Cölibat einschränken, so scheint es, als wenn ihr Gelübde, die eigentliche **Enthaltsamkeit** beträfe. Wir wollen also weiter gehen.

*) Les Moeurs par Toussains partie IIde Article Ire.

**) Eben daselbst.

Keuschheit im Sinn der Mönche genommen, ist ein Verbrechen gegen die Politik, indem sie dem Staat Menschen entzieht, die dessen Stärke und Wohlstand vermehren könnten, denn nur durch Bevölkerung wird ein Reich blühend. Sie ist ferner den guten Sitten nachtheilig, indem die, so sich zur Keuschheit dieser Art verpflichten, nichts weniger, als keusch leben. Sie sind gewöhnlich in allen Künsten der Verführung bewandert, und da sie blos für sich allein zu sorgen haben, so ist es ihnen leichter, ihren Hang zu befriedigen, eitle Weiber zu begnügen, und die armen zu unterstützen, um sie nachher zu ihrem Willen zu bewegen.

Doch wir brauchen uns hierbei nicht länger aufzuhalten, weit entfernt, den Namen einer **Tugend** zu verdienen, gehört diese Enthaltsamkeit vielmehr unter die Verbrechen. Wir wollen nun sehen, wie **enthaltsam** die Ritter sind.

Vors erste wollen wir dem Leser den XIIten Artikel der Ordens-Regel, so im Jahr 1118 entworfen, vor Augen legen. Dort heißt es:

Si quis fratrum ceciderit in Lapſum Carnis, ſi occulte peccaverit, occulte poeniteat et injungatus ſibi poenitentia congrua. Si autem publicatur eſt, et comprehenſus pro certo fuerit, in eadem Villa in qua facinus perpetraverit Dominica Die poſt Miſſas, quando Populus ab Eccleſia egreſſus fuerit, videntibus cunctis exuatur, & a Magiſtro ſuo, vel ab aliis fratribus, quibus Magiſter præceperit, corrigiis, vel virgis duriſſime flagelletur, &

verberatur, & de omni Societate nostra expellatur.

„Das heißt: Wenn ein Bruder heimlich in Unkeuschheit verfällt, so soll er sich auch insgeheim eine dem Fehler angemessene Busse auflegen. Ist es aber bewiesen, daß er diese Sünde öffentlich begangen, so soll er an dem Ort selbst, wo es geschehen, des Sonntags nach geendigter Messe, und im Beiseyn des Volks, entkleidet, und von seinem Obern oder andern von diesem dazu bestellten Brüdern, mit Riemen oder Ruthen gegeisselt, und mit Schimpf und Schande aus jeder ehrbaren Gesellschaft ausgestossen werden."

Wir kommen nun zur Hauptsache. Man findet beinah keinen einzigen Ritter, der nicht seine Maitresse hält, keinen, der Bedenken trägt, öffentlich mit ihr zu erscheinen, und bei ihr in aller Vertraulichkeit des Ehestands zu wohnen. Unter andern kannte ich einen, auf dessen Namen ich mich aber nicht mehr besinne, der zur Zeit meines Aufenthalts auf Malta, seit beinah zehn Jahren mit einer Maitresse und sieben Kindern in der Floriana wohnte.

Wenn sich aber nur die Ritter damit begnügten, Weiber zu unterhalten, die an nichts hängen, und ihrer Aufführung Meister sind, so würde man sie um so leichter entschuldigen, da die Natur immer wider ihre Rechte behauptet, troz aller eitlen Eidesformeln; aber gewöhnlich halten sie sich an verheurathete Personen, wodurch dann Zwietracht und Unfriede in der Ehe entsteht.

So gleichgültig übrigens der Malteser über diesen Punkt ist, so gewöhnt sich der Stolz eines

Ritters, doch nicht leicht an den Anblick eines Lästigen, vor dem er doch einige Schonung hegen müßte. Sobald ihn daher die Gegenwart des Mannes unangenehm wird, so weiß er ihn bald auf die Seite zu schaffen, indem er ihm ein Quartier auf der Kastellanei anweisen läßt. Auf sein bloßes Wort wird der arme Ehemann abgeholt, und in das Gefängniß gesperrt, wo er solang verharren muß, als es seinem Tirannen beliebt.

Auch hier darf er nicht einmal seinen Schmerz in der Stille nachhängen, sondern muß an den öffentlichen Arbeiten theil nehmen; und man kann fast behaupten, daß alle Festungswerke der Floriana, von den glücklichen Ehemännern dergleichen keuscher Gattinnen aufgeführt worden sind. Die Ausbesserungen der Mauren, welche die Insel von der Seite des Bergs Korradin einschließen, sind gleichfalls ihrer Hände Werk. Die Sache ist selbst auf Malta so bekannt, daß niemand mehr daran zweifelt.

Hier folgt ein anderer Zug dieser Art, von dem ich selbst Augenzeuge war.

Ein Kommenthur hatte sich in ein junges Mädchen verliebt, welche sein Gesuch unter dem Vorwand ablehnte, daß, da sie nicht verheuratet, die Folgen eines solchen Umgangs zu befürchten wären. Der Kommenthur bemühte sich sogleich, ihr einen Mann zu suchen, und machte so gute Bedingungen, daß ein junger Malteser, obgleich überzeugt, daß er seine Frau nicht für sich allein nähme, dadurch angereizt wurde. Die Brautleute gehen also nach der Kirche, empfangen den

priesterlichen Seegen, während der Kommenthur vor der Thüre auf seine Beute wartete.

So wie das Brautpaar aus der Kirche trat, faßt der Kommenthur die Braut unter dem Arm, reicht dem Bräutigam ein Billet nebst einer Börse hin, und befiehlt ihm zugleich sich zu entfernen. Der ganz betroffene Bräutigam öfnet maschinenmässig das Billet, und findet darin einen Befehl, den Augenblick die Insel zu verlassen, widrigenfalls er auf die Kastellanei gebracht werden soll; er zählt hierauf das Geld in der Börse, und findet nur die Hälfte der versprochenen Summe.

Ohne Sehnsucht und Bedauren verläßt er diesen Sammelplaz aller Verbrechen, irrt sechs Jahre in fremden Ländern umher, und kehrt wieder nach Malta zurück, in Hofnung, den barbarischen Kommenthur nicht wieder anzutreffen. Aber er betrog sich; seine sogenannte Frau empfieng ihn mit Stolz und Unwillen. Aufgebracht über so viele Mishandlungen, wagt er es einen hohen Ton anzunehmen, droht, und schlägt sie. Das Weib schreit um Hülfe, er wird eingezogen, und der Kommenthur, der es erfahren, läßt ihn nach der Kastellanei bringen, wo er vielleicht noch ist, wenn er solang gelebt hat. Dieser Zug bedarf keines Kommentars. —

Viele Ritter bringen sogenannte **Nichten** oder **Cousinen** mit nach Malta, die im Grunde nichts weiter, als ihre Maitressen sind. Ich könnte deren zwei nennen, welche mit zwei Französinnen, der Tante und Nichte leben, die ich

beide ehemals als Puzmacherinnen zu Lyon gekannt, und seit meiner Rückkehr mit denselben Rittern daselbst wieder angetroffen habe.

Aber die Ritter begnügen sich nicht damit, die Tochter der Mutter, das Weib dem Gatten zu entführen, und gemeinschaftlich mit ihr öfters, den misfälligen Ehemann barbarisch zu behandeln und zu verfolgen, es giebt noch ganz andere Schändlichkeiten, mit denen sich diese Beschützer der Christenheit, diese religiösen Soldaten, besudeln; ob ich gleich weit entfernt bin, alle ohne Unterschied dieses unnatürlichen Hangs zu beschuldigen. Es giebt aber junge unbärtige Italiäner genug, welche die Niederträchtigkeit haben sich um die Stelle des Lieblings eines Baillif zu bewerben. Es giebt sogar unter diesen Baillifs, und den alten Kommenthuren, die noch weiter gehen.... Doch ich mag meine Feder nicht mit dergleichen Unflätereien besudeln; man würde es ohnehin kaum glauben, wie weit die Verderbniß dieser Art gekommen. Und doch ist die Sache auf Malta so bekannt, daß man einen Scherz daraus macht *).

So weit geht die Enthaltsamkeit der Ritter von Malta. Man würde sie indessen nicht nach der Strenge von ihnen fordern, aber Keuschheit und Sittsamkeit zu beobachten, ist die Pflicht jedes Menschen, eben so wie die Enthaltung vom Ehebruch. „Der Ehebruch, sagt oben

*) Eccola la Capra, vedi quella Signora, come é ben pettinata, come é publióta! u. s. w.

angeführter Philosoph, zieht ausser den gewöhnlichen Lastern, der Geilheit und Unenthaltsamkeit, noch die Ungerechtigkeit, Meineid und Treulosigkeit nach sich. Die Malteserritter halten ihn für eine verzeihliche Galanterie, und rühmen sich desselben, so wie sie als Korsaren und Seeräuber sich ihrer Räubereien rühmen *).

Dennoch wird man gezwungen, dies alles für Kleinigkeiten zu halten, wenn man bedenkt, welche Schändlichkeiten damit verknüpft sind. Man muß wirklich alles Gefühl von Ehre und Menschlichkeit verloren haben, um den Unglücklichen, dessen Bett man entehrt, noch ins Gefängniß zu werfen; man muß zu dem höchsten Grad der Sittenlosigkeit herabgesunken seyn, sich unter das Vieh erniedrigt haben; um sich mit dem Laster der Päderastie und der Bestialität zu beflekken. Mein Gefühl empört sich gegen dergleichen Abscheulichkeiten; ich weiß, daß man mir mit Mühe Glauben beimessen wird, ich selbst zweifelte lange, aber ich mußte endlich durch meine Augen überzeugt werden, und so blieb mir kein Zweifel.

Zur Bestätigung dessen, was ich behaupte, will ich ein Sonett hieher setzen, welches zu meiner Zeit auf Malta in aller Händen war.

Sonetto.

La Gola, il Sonno, e l'oziose piume,
Hanno di Malta la virtu' bandita.

*) Les Moeurs p. IIde Chapitre IV. articl. 10.

E la Sede d' Onore qùi v'è Smarrita,
Ed è da Religiosi spunto ogni Lume:
Di bestemmiar il Cielo qùi v'é Costume,
E preti, e frati à Corpi uman dan vita;
Spiega Bandiera la Lussuria ardita
Siede superbo in Trono, è Bacco è il Nume
Di Sodoma e Gomorra Esempio vero
Anzi peggior ancora, quindi vedere
Ardere questa Babel, ben presto spero;
E se non arde allor dirò che sei,
Dio d'Jsrael! un Nume menzognere,
Che i Giusti opprimi, e diffendi i Rei.

Statt der drei Gelübde der **Armuth**, der **Keuschheit**, und des **Gehorsams** wäre es weit besser gewesen, wenn die Ritter diejenigen der **Menschenliebe, Frömmigkeit** und **Demuth** ablegen müßten, denn diese letzten haben wenigstens einen erreichbaren Zweck. Dagegen wird man aber einwenden, daß diese letzten Tugenden so wesentlich mit obigen Gelübden verbunden sind, daß derjenige, so Armuth, Keuschheit, und Gehorsam angelobt, nothwendig menschenfreundlich, demüthig und fromm seyn muß.

Wir wollen uns nicht über Worte zanken, aber die Ritter werden niemand von dieser letzteren Behauptung überzeugen, so lang sie nicht folgende drei Punkte bewiesen haben. **Erstens**, daß sie dem Unglücklichen nie ihre Thüre, und dem Armen nie ihre Börse verschlossen; daß sie folglich nie Wittwen und Waisen bevortheilt haben. **Zweitens**, daß sie zu jeder Zeit Beispie-

le von wahrer aufrichtiger Frömmigkeit gegeben haben. **Drittens**, daß sie sich nie jenen stolzen beleidigenden Ton gegen Niedrigere angemaaßt, und sich des Hochmuths schuldig gemacht haben.

Da diese Ritter als Geistliche, wahrscheinlich auf die Tugenden der **Demuth, Menschenliebe** und **Frömmigkeit**, Anspruch machen werden, so wollen wir auch diese Punkte noch mit wenigem berühren.

Von ihrem Stolz ist nicht viel zu reden; ganz Europa ist längst Zeuge davon gewesen, und noch täglich geben die Ritter Beweise davon in allen Ländern und Städten, wo sie hinkommen. Dies bedarf also keiner weitern Erörterung.

Niemand wird ferner erwarten, daß sie auf Malta, im Mittelpunkt ihrer Grösse und Macht, die Tugend der **Demuth** sehr üben. Der Geringste unter ihnen, der zu Hause vielleicht Mangel leiden, und des Brods entbehren müßte, dünkt sich auf Malta einen kleinen König, vor dessen Willen sich alles beugen muß.

Ich will nur einen einzigen Zug dieser Art anführen, von dem ich Augenzeuge war.

Ein junger Franzose, der, so wie ich, das Unglück gehabt, unter das Regiment von Malta zu gerathen, hatte von seinen Eltern eine Summe Geld erhalten, welche hinreichend war seinen Abschied zu erkaufen. Maltesische Kaufleute hatten den Auftrag sie auszuzahlen, und diese sagten dem jungen Menschen, daß er blos die Em-

willigung des Obersten dazu bedürfe, und daß sie es übernähmen, mit ihm zu unterhandeln, weil sie bekannt mit ihm wären, und gute Bedingungen zu erhalten hoften.

Ich begleitete diesen jungen Menschen zu dem Marquis **Freslon**, der anfangs keine Schwierigkeiten machte ihn loszugeben, sobald er aber hörte, daß die Korrespondenten seiner Eltern, den Auftrag hätten mit ihm, dem Obersten, zu unterhandeln, weil sie ihn kennten, so warf sich der Marquis in die Brust, und sagte mit verächtlichem Blick und Ton: „Was! diese Krämer **rühmen sich**, mich zu kennen!“ Sich rühmen, einen Ritter zu kennen, ist also für den Bürger ein Verbrechen! ich konnte mich nicht darüber ärgern, aber Mitleid hatte ich mit dem albernen Marquis.

Ueber die Frömmigkeit der Ritter habe ich nicht viel zu sagen, weil, um von der Frömmigkeit eines Menschen zu urtheilen, man ihn beten sehen muß, und dann selbst wird man noch oft hintergangen. Ich kann aber ohne Widerlegung zu befürchten, behaupten, daß der Orden sehr wenig, oder vielmehr gar keine Religion hat; vielmehr ist ein alter Gebrauch unter ihnen üblich, der mehr Aergerniß als Erbauung erregt.

Wenn die Galeeren ausgerüstet sind, um nach den Häfen von Sicilien und Italien aufs Kreuzen auszulaufen, so begeben sich die Ritter, die an Bord gehen sollen, in großer Ceremonie nach

der

der Johanniskirche, hören eine feierliche Messe, und empfangen nachher das Abendmahl. Die meisten von ihnen kommen alsdann gerade aus den Armen ihrer Maitressen, von denen sie eben Abschied genommen; einige waren eine Viertelstunde vorher vielleicht noch in dem unnatürlichen Kabinet eines Baillifs; alles dies stört die Andacht nicht. —

Der Orden hätte sehr grosse und wichtige Feste zu begehen, wenn er von dem Eifer und der Frömmigkeit seiner berühmten Stifter beseelt würde; so aber werden nur zwei dieser Feste mit einigem Ansehn gefeiert.

Den Abend vor dem Johannisfest, werden mitten auf dem grossen Plaz drei bis vier alte mit Theer bestrichene Fässer verbrannt, während einige Ritter da herum spazieren; man löst während dieser erbaulichen und majestätischen Ceremonie einige Kanonen, und den folgenden Tag wird der Finger des heiligen Johannes in den Strassen herumgetragen. Dies ist die Ehre, die man dem Patron des Ordens erweist, gewöhnlich heften sich die Augen der Zuschauer mehr auf die reiche Kapsel, als auf die Reliquie selbst, mehr auf die Soldaten, als auf die Prozeßion; kurz, das Ganze ist eine eitle, kindische Ceremonie, ohne vernünftigen Zweck und Beweggrund.

Das Frohnleichnamsfest des Septembers wird mit mehr Ernst und Pracht begangen. An diesem Tag hoben die Türken die Belagerung

von Malta auf, und dieser merkwürdige Tag wird mit Recht gefeiert.

Den Abend vorher wird die Ordens-Flagge auf allen Forts und Thürmen ausgesteckt, die Kanonen gelößt, und in allen Theilen der Stadt ertönt ein lautes Freudengeschrei. Den folgenden Morgen geht das Kanoniren mit Anbruch des Tags wieder an, die Truppen sammeln sich, und ziehen in guter Ordnung auf den Plaz, wo sie sich in Schlachtordnung stellen, dann kömmt der Grosmeister von seinem Pallast herunter; vor ihm her wird die grosse Ordensfahne getragen, und zween vom Kopf bis zum Fuß geharnischte Pagen, wovon der eine das Schlachtschwerdt, der andere den Helm *) trägt, gehen zu beiden Seiten neben ihm.

Nun brechen die Truppen auf, und marschiren nach der Kapelle unsrer lieben Frauen zum Sieg; alle Ritter, welche auf Malta sind, folgen hinterdrein!, dann kommen die Ordenskapläne, und in iherr Mitte erscheint der Grosprior, welcher das Bild der heiligen Jungfrau trägt. Das Gefolg des Grosmeisters beschließt den Zug, und während der ganzen Prozession ertönt weder Musik noch Trommel, sondern blos der unaufhörliche Donner

*) Dies Schwerdt ist ein langer silberner vergoldeter Stoßdegen. Der Helm aber besteht aus einer seidenen Mütze, die mit einem heiligen Geist von Perlen, und den schönsten Federn, geziert ist. Beide Stücke sind sehr kostbar, und wurden von dem Pabst Benedikt XIII geweiht, und dem Orden verehrt.

der Kanonen, begleitet den Zug nach der Kapelle. Hier wird zuerst ein hohes Amt gehalten, dann das Te Deum angestimmt, und nach geendigtem Gottesdienst kehrt man in derselben Ordnung und eben so still wieder nach dem grossen Plaz zurück.

Diese zugleich kriegerische und andächtige Ceremonie, macht mehr Eindruck als alle übrigen, die ich auf Malta gesehen, die schwarzen Metten allein ausgenommen, die jedoch zu einem ganz andern Fach gehören. Mehrere religiöse Auftritte, die dem Orden besonders eigen wären, habe ich auf Malta nicht gesehen.

Wir kommen nun zur Menschenliebe und Mildthätigkeit, als der Mutter aller übrigen Tugenden, und die von den Stiftern des Ordens so hoch verehrt worden, daß sie sich dadurch einen unvergänglichen Ruhm erworben haben.

Ich habe bereits gezeigt, wie sich die Menschenliebe, der Ritter gegen die Sklaven und Kranken äussert. Vielleicht wird man gegen jene Schilderungen einwenden, daß unter den vielen Ordensstellen, drei Kommissaire der Armen Nothleidenden, zween Allmosen = Kommissaire; zween Prokuratoren der Gefangenen, Armen, Wittwen, und Waisen genannt sind, und daß dergleichen milde Stiftungen wenigstens beweisen, daß der Orden den Zweck seiner Einrichtung nicht aus den Augen verloren hat.

Hiergegen wende ich ein, daß, das Hospital ausgenommen, kein einziger Zufluchtsort für

den Armen zu finden; daß die schönen Namen eines Trösters und Prokurators der Armen, nur noch auf der Liste der Ordensstellen gefunden werden, ihre Verrichtungen aber sind längst in Vergessenheit gerathen. Man sieht nie öffentliche Allmosen austheilen, der Arme wagt es nicht einmal sich den Gasthöfen, oder den Pallästen der Baillifs zu nähern; er weiß, daß seine Stimme nicht dahin dringt, und daß eine solche Kühnheit unvermeidlich Stockschläge nach sich ziehen würde.

Ueberdies habe ich nie bemerkt, daß die Ritter einzeln Allmosen geben, und kann bezeugen, daß ich nicht ein einziges Beispiel davon erlebt habe. Eines Tags stund ich Wache an der Barriere des Königsthors, wo zwei Schritte von mir ein Blinder, auf seinen Staab gestützt, die Mildthätigkeit der Vorübergehenden zu erregen suchte. Da ich nichts weiter zu thun hatte, als meine Flinte zu tragen, so fieng ich an, die Vorübergehenden zu zählen, und zu beobachten, wer dem Blinden etwas geben würde. Binnen zwei Stunden giengen sechs und achtzig Malteser, sowohl Männer als Weiber vorbei, ferner fünf Kommenthure, sieben und zwanzig Ritter, und ein türkischer Sklave; in allem hundert neun und zwanzig Personen. Von dieser ganzen Anzahl erhielt der Blinde einen einzigen Gran *). Fragt man von wem? von dem türkischen Sklaven. —

*) Ohngefähr einen Pfennig

Ueberhaupt muß man bei den Reichen keine Mildthätigkeit suchen; denn da sie selbst nie Bedürfnisse gehabt, so fühlen sie auch nicht den Druck des Elends, und da sie sich überhaupt vor jedem Mangel gesichert halten, so glauben sie sich nicht verbunden, den Unglücklichen zu unterstützen. Derjenige hingegen, der in der Mittelmäßigkeit gebohren worden, und sich nur durch Arbeit und Mühe erhält, fühlt und kennt alle die Leiden desjenigen, dem es entweder an Kräften oder Gesundheit mangelt, und daher genöthigt ist, die Milde seiner Nebenmenschen anzusprechen. Dieser unterstützt den Armen, weil er weiß, daß ihn ein einziger widriger Zufall in dasselbe Unglück stürzen kann.

Wenn aber der Reiche ein Gelübde gethan, die Armen zu unterstützen, wenn man ihm dies, als sein Berufsgeschäft einprägt, wenn er selbst blos durch Mildthätigkeit lebt, alsdann ist seine überflüssige Verschwendung, als ein wahrer Raub zu betrachten. Ein solcher Mensch verdient die Verachtung aller übrigen, und seine Hand ist nicht würdig, die Allmosen für die Armen zu empfangen.

Dies ist es ohngefähr, was ich über den Malteserorden zu sagen hatte, vielleicht hätte ich mehr sagen können, aber man erinnere sich, daß mein Stand als Soldat mir nicht vergönnte, in die eigentlichen Geheimnisse des Ordens zu dringen. Andererseits ist man zu weitläufigen, unpartheiischen Untersuchungen wenig aufgelegt,

wenn die Seele stets zwischen Hofnung und Furcht getheilt ist; wie es mein Fall war.

Ich wollte übrigens nichts mehr sagen, als was ich selbst gesehen und erlebt habe. Die innere Verfassung des Ordens ist bekannt genug, als daß ich mich weitläufiger darauf einlassen können, denn am Ende hätte ich doch nur dasjenige wiederholt, was andere längst vor mir gesagt haben.

Vielleicht wünscht man, daß ich etwas mehr über den Reichthum, und die Einkünfte der Baillifs und Kommenthure gesagt hätte, dagegen ich erwiedere, daß sie nicht so bestimmt bekannt sind, um etwas Gewisses hierüber behaupten zu können, denn wenn man keinen Plan vor sich hat, durch keine besondern Nachrichten unterstützt wird, so läßt sich keine Gewißheit erwarten. Alles was ich gesagt, habe ich aus dem Gedächtniß niedergeschrieben, denn auf Malta ist es mir nie eingefallen, etwas aufzuzeichnen. Sollte mir noch etwas vorkommen, was ich in dem Lauf der Erzählung übergangen habe, so werde ich es noch beibringen. Unterdessen will ich den Verlauf meiner Geschichte, und das Schicksal meines Freundes Nergier fortsetzen.

Jedermann weis, worin das Leben eines Soldaten besteht; seine ganze Beschäftigung ist, sein Gewehr in Ordnung zu halten, die Wachen zu beziehen, zu exerciren, und nach der Reihe die Küche zu besorgen; die übrige Zeit bringt er mit Müssiggehen zu.

Auf Malta suchten die Offiziere alles hervor, um den Soldaten in Thätigkeit zu erhalten. Stets waren sie mit neuen Entwürfen, und deren Ausführung beschäftigt; heute z. B. gab es etwas im Hospital, morgen etwas in der Kaserne, in den Magazinen u. s. w. größtentheils Arbeiten, die sich besser für den Tagelöhner, als für den Soldaten schickten. Hierzu kam noch ein vielfältiges ermüdendes Exerciren, welches sehr oft blos von der Laune der Maitresse des Majors abhieng; und alle Augenblicke wurde Musterung gehalten, bald von dem Offizier, bald vom Unteroffizier, bald vom Korporal. Der Regel nach, konnte der Soldat nur drei Nächte hintereinander schlafen, die vierte mußte er auf der Wache zubringen.

Bei allen diesen Strapazen, mußte man noch die härteste Behandlung, die erniedrigendsten Reden aushalten, und aus Furcht vor der Strafe schweigen. Die Gefängnisse und Kerker wurden nie leer; anfangs durften diejenigen, die in Fesseln giengen, wenigstens in dem Quartier herum spazieren, nachher fand man dies zu gelind, und sperrte sie in den Kerker. Es hieng blos von der Laune eines Fouriers oder Unteroffiziers ab, Stockprügel nach Gefallen auszutheilen, ohne den Offizier davon zu benachrichtigen, und jedem Augenblick ertönte das Haus von dem Geschrei der Unglücklichen, die mishandelt wurden.

Um eines Fehlers willen, der in jedem andern Dienst mit vierzehntägigem Gefängniß wäre

bestraft worden, mußte der Strafbare durch die Riemen laufen, weil keine Spizruthen in diesem dürren Land zu haben sind. Oft sah ich Leute auf diese Art tod hauen, blos weil sie sich in der Betrunkenheit mit einigen Schimpfworten vergangen hatten.

Kerker und Galeeren erhielten täglich neuen Zuwachs, durch Bosheit und Verläumdung, und diese Strafen wurden auferlegt, ohne daß sich der Offizier, die Mühe nahm, die Sache zu untersuchen. Manchen armen Soldaten sah ich auf diese Art, auf den blossen Rapport eines Unteroffiziers nach den Galeeren wandern. Der Galgen, der anderwärts nur im Nothfall errichtet wird, blieb hier beständig aufgeschlagen.

Je härter der Soldat behandelt wird, desto mehr sucht er sich von seinem Kummer zu zerstreuen, und verfällt natürlich alsdann auf den Trunk. Er wird sehr bald müde in den Strassen herumzulaufen, und die Häuser und Kirchen zu betrachten; Müdigkeit, Bedürfniß, Langeweile, und Gelegenheit verleiten ihn nach und nach zum Trunk, und dann findet er immer Kameraden genug, die ihn bey dieser Gewohnheit erhalten. Der Wein war ausserdem nicht theuer auf Malta, und die Löhnung ziemlich gut *). Das

*) Die Löhnung des Soldaten betrug neun bis zehn Sols des Tags, davon mußte er fünfe zur Kammer geben, die fünf übrigen wurden alle fünf Tage ausgetheilt; der Ueberrest wurde zurück behalten, und alle drei Monathe in Geld oder Waaren bezahlt.

zu kam noch, daß wegen der grossen Hize, die Kammern der Kaserne so voller Flöhe und andern Ungeziefer waren, ohnerachtet man alle Mittel hervorsuchte, die Reinlichkeit zu erhalten, daß der Soldat, der eine ruhige Nacht haben wollte, gezwungen war sich zu betrinken. Bei aller Betrunkenheit mußte er noch soviel Verstand behalten, daß er weder taumelte oder stammelte, ausserdem wartete seiner das Gefängniß. Begieng er sonst etwas, so konnte er sicher entweder auf die Kette, oder Schläge rechnen.

Jeden Morgen hielt der Oberste Untersuchung mit zwölf Fouriers, und dieser hohe Rath diktirte Strafen und Bedrückungen aller Art; diejenigen ungerechnet, die von den Kapitains, Lieutenants, und andern anbefohlen wurden.

Wahr ist es, daß der gröste Theil des Regiments aus Italiänern bestand, die mit allen Verbrechen und Bubenstücken so vertraut waren, daß wenige darunter nicht den Galgen zehnfach verdient hätten. Ich mag die Infamien und Abscheulichkeiten, die ich gesehen, nicht wieder erzählen, aber ich sah genug, um überzeugt zu werden, daß kein Volk der Erde so verdorben, und so niedrig abscheulich ist, als die Italiäner.

Es gab aber auch Franzosen unter uns, die keineswegs zur Ehre ihrer Nation lebten; die meisten waren Deserteurs, dem Trunk ergeben, Klopffechter, und konnten sich gar nicht an die übertriebene Strenge der Disciplin gewöhnen. Die Malteser, die unter uns dienten, waren mehrentheils Leute, die sich im Nothfall zum Banditen Hand-

werk verstanden hätten, wenn sie nicht bei dem Regiment ein Unterkommen gefunden. Hierdurch wird nun die Härte und Mannigfaltigkeit der Strafen etwas gerechtfertigt, aber ich muß noch hinzusetzen, daß sie selten den eigentlichen Verbrecher trafen, und daß es blos von der Willkühr der Unteroffiziere abhieng, den einen zu Grund zu richten, und den andern zu schonen.

Man urtheile nun von der Lage junger Leute, die durch Unbesonnenheit mitten unter diesen Haufen Bösewichter gerathen waren. Ich sah viele aus Kummer und Melancholie sterben, andere legten Hand an sich selbst. Noch erinnere ich mich mit Schaudern eines jungen Franzosen, dem sein Unteroffizier gedroht hatte, ihn in dem Kerker, oder auf den Galeeren umkommen zu lassen. Er gerieth darüber in Verzweiflung, und betrog die Hoffnung seines Tirannen auf eine fürchterliche Art.

Eine Nacht, als er auf dem Posten stand, zerriß er alle Patronen, die er hatte, streute einen Weg von Pulver von dem Zündloch einer Kanone an, bis zu deren Oefnung, stellte sich davor, und zündete das Pulver an. Durch den Schuß gerieth die ganze Stadt in Bewegung, man eilte nach dem Posten, und fand seine Flinte an eine andere Kanone angelehnt; weiter sah man nichts; den andern Morgen fand man die Theile seines Körpers hin und wieder zerstreut in den Wallgräben.

In dieser Lage blieb mir und Nergier nichts weiter übrig, als uns unter der Menge zu verstekken, und uns weder Murren noch Klagen zu erlauben. Von Zeit zu Zeit giengen wir nach der Kongre-

gation, zu dem Ritter von Ligondez, damit er uns nicht vergessen mögte, und erwarteten übrigens mit sehnsuchtsvoller Ungeduld, die Antwort des Ritters Foresta.

Unterdessen, daß wir zwischen Furcht und Hofnung schwebten, wurde unser Kamerad Taumaré, der Rache seines Fouriers aufgeopfert, weil ein Ritter niedrig genug dachte, sich nicht dagegen zu setzen.

In dem ersten Theil dieses Werks habe ich erwähnt, daß dieser Taumaré sich in Frankreich bei verschiedenen Regimentern habe anwerben lassen, und die Werber nachher um das Handgeld betrogen hatte. Als er nach Malta kam, hatte er gerade noch soviel übrig, um die Haabsucht seines Fouriers Leotards *) zu reizen, dessen Oekonomie gänzlich zerrüttet war, und der gar kein Bedenken trug, von Taumaré borgen zu wollen. Dieser, der sein Geld nicht verlieren mogte, läugnete, daß er welches habe. Der Fourier aber, der es besser wußte, schwur diesen Augenblick sich an ihm dafür zu rächen.

Ich weis nicht, durch welchen Zufall der Ritter Govente's, ein Spanier, und Adjutant beim Regiment, gleichfalls erfuhr, daß Taumaré Geld hatte, aber soviel weis ich gewiß, daß er ihn rufen ließ, und von ihm Geld verlangte. Dies Verlangen war ein Befehl, und Taumaré borgte ihm die geforderte Summe. Ich übergehe die Niedrigkeit

*) Es war der einzige französische Fourier im Regiment.

eines Ritters, der von seinen Soldaten Geld borgt und fahre in meiner Erzählung fort.

Leotard erfuhr dies und wurde nur noch wüthender, der Gedanke, daß der Ritter Govente's seinen Gläubiger beschützen würde, schreckte ihn nicht ab, er wußte, daß wenn ihn der Marquis Freslon unterstüzte, Taumare' seiner Rache nicht entgehen würde.

Ein gewisser Pichon la Saone von Macon gebürtig und Soldat unter Leotards Compagnie, ließ sich nach dem Hospital bringen, und das Gerücht verbreitete sich, daß er eine Krankheit habe, die ich aus Bescheidenheit nicht nenne. Leotard, der mit diesem Soldaten alles abgeredet hatte, begab sich zu dem Obersten und berichtete, daß, nachdem er ihn verhört, er das Geständniß von ihm erhalten habe, daß Taumare' Ursache an dieser Krankheit gewesen. Ohne weitere Untersuchung befahl der Oberste leztern in den Kerker zu sperren und Leotard war eifrigst bemüht, diesen Befehl den Augenblick zu vollziehen.

Das ganze Regiment wurde bald davon benachrichtigt, und alle die wußten, daß Taumare' sich geweigert, dem Fourier Geld zu borgen, hielten es für ein Bubenstück des leztern, aber wer wagte es die Wahrheit zu entdecken? Nur der Ritter Govente's war im Stand ihn zu rechtfertigen, aber dieser blieb stumm. Gleich den folgenden Tag kam der Oberste nach der Kaserne und befahl den Taumare' die Steigbügelriemen zu geben, dann wurde er in Fesseln ge-

schlagen, nach dem Hospital gebracht, und mit dem ersten Schiff nach Frankreich zurückgeschickt. Ich habe nie erfahren, ob ihn der Ritter Govente's sein Geld wieder gegeben. —

Obgleich diese Sache uns eigentlich nichts angieng, so wurden wir doch sehr furchtsam, und Nergier besonders befürchtete jeden Augenblick, daß ein ähnlicher Sturm über uns hereinbrechen mögte. Ich faßte mich so viel möglich und tröstete ihn, daß wir keinen Feind im Regiment hätten, aber nichts konnte ihn beruhigen, als die Hofnung, daß bald ein Schiff aus Frankreich ankommen würde.

Es kam endlich an dies Schiff und mit ihm die Antwort des Ritters Foresta. Sobald die Depeschen abgegeben waren, giengen wir nach der Kongregation und fanden wirklich einen Brief an uns. Man traute uns nicht zu, daß wir lesen könnten, und ein Sekretair übernahm die Mühe, uns den Inhalt bekannt zu machen.

Der Ritter Foresta verwies uns sehr nachdrücklich, daß wir ihn nicht von unsrer Abrede mit Samson genau unterrichtet hätten, da uns seine Thüre doch beständig offen gestanden, und wir ihn drey bis viermal besucht hätten. Uebrigens gab er die Möglichkeit zu, daß uns Samson hintergangen, da er ihn selbst betrogen hätte, und ihm mit einer Summe Gelds heimlich davon gegangen wäre. Was den Chatelard, dessen wir erwähnten, beträfe, so kenne er ihn gar nicht, wahrscheinlich wäre er Samsons Spiesgeselle,

und ein eben so großer Betrüger, als dieser. Er schloß damit, daß er die Entscheidung unsrer Sache den Herrn Kommissarien der Kongregation überließ, überzeugt, daß ihr Urtheil günstig für uns ausfallen würde.

Jezt wagte ich dem Ritter Ligondez einige Vorstellungen zu machen, worauf er aber erwiederte, daß, da er nicht allein Richter wäre, wir den Kommissarien eine Bittschrift einreichen, und vor der ehester Tagen zu haltenden Sitzung erscheinen mußten.

Nergier wollte diesmal gar keinen Theil daran nehmen, er ließ mich die Bittschrift allein aufsetzen und begnügte sich mir zu sagen: „Siehe zu was du ausrichtest, ich will von nichts mehr wissen.“ —

An dem Tag der Sitzung begab ich mich nach der Kongregation und überreichte meine Bittschrift. Man legte mir verschiedene Fragen vor, die ich freymüthig und unerschrocken beantwortete, worauf ich meinen Abtritt nehmen mußte. Ich erwartete auf dem Platz das Ende der Sitzung, um mein Urtheil zu hören, und indem der Ritter Ligondez heraustrat, näherte ich mich ihm, er ließ mir aber nicht Zeit zum Reden und sagte: Beruhigt euch, euer Dienst wird nicht länger als zwey Jahre dauern.

Schnell eilte ich mit dieser Nachricht zu Nergier, der sie aber nicht glauben wollte, und erst nach einigen Tagen, da er mich immer hei-

terer werden sah, überzeugte er sich endlich von der Wahrheit dessen, was ich ihm gesagt hatte.

Dennoch brachte dies beynah gar keine Wirkung auf seine Stimmung hervor. Seit acht Monathen gieng er immer in sich gekehrt, tiefsinnig herum und überließ sich der schwärzesten Melancholie. Ich mußte meine ganze Kunst aufbieten, um ihn diesem Zustand nur etwas zu entreissen, denn seine Gesundheit hatte merklich gelitten und verlor ich ihn, so hatte ich keinen einzigen Freund mehr und stand allein mitten unter einer Bande Räuber und Gesindel aller Gattung.

Zwar waren wir nicht immer ganz einverstanden; man weis, die Freundschaft hat ihre Launen, wie die Liebe. In diesem Fall gieng jeder seinen eigenen Weg, und trat der Fall ein, daß irgend ein Unteroffizier mit einem von uns zankte, so nahm der andre demohnerachtet dessen Parthie, so daß sie uns mehrentheils in Ruhe ließen. Begieng einer von uns einen Fehler, so wandte man sich an den andern, damit er ihm Vorstellungen darüber machen mögte. Gewöhnlich mußten diejenigen in Arrest, die nicht in der Kaserne waren, wenn etwas zu arbeiten vorfiel. Da es alle Augenblicke etwas gab, so konnte man beynah nicht ausgehen. Traf es sich nun, daß derjenige von uns, an den die Reihe kam, ausgegangen war, so hieß es blos: „euer Kamerad ist nicht zu Haus; geht ihr hin.“ —

Ausser diesem Ruf der wahren Freundschaft erwarben wir uns noch den der Schöngeisterey.

Einige französische Unteroffizier bekamen Lust Komödie zu spielen, und baten uns, einige Rollen zu übernehmen, und wir waren eben im Begrif, mit unsrer Kunst aufzutreten, als das ganze sowohl französische als italiänische Theater plözlich wieder zusammenstürzte. Die Sache verhielt sich folgendermaßen:

Keine Nation ist bekanntermaßen den komischen Stücken in der Musik so sehr ergeben, als die Italiäner. Jeden Abend nach dem Zapfenstreich rotteten sie sich haufenweis in den Kasernen zusammen, und fiengen an zu singen und Harlekinaden zu treiben. Die Neugierigen wurden dadurch herbeygelockt, und beyde Theile wetteiferten um den Beyfall der Zuschauer, bis endlich die Harlekins die Sänger verdrängten. Dieser kleine Triumph machte sie so stolz, daß sie um Erlaubniß ansuchten, ein ordentliches Stück in ihrer Kammer aufzuführen. Sie erhielten iht Gesuch und erndteten neuen Beyfall. Nun mischten sich die Unteroffizier und sogar die Fouriere mit darunter, und man errichtete ein kleines Theater von Brettern. Nachdem aber die Fouriere so viel Geschmack daran fanden, baten sie den Obersten um die Erlaubniß, ein ordentliches Theater, in einem leerstehenden Magazin der Kaserne, zu errichten. Der Marquis Freslon willigte nicht blos ein, sondern brachte es bey der Kongregation dahin, daß ihnen einiges Seegeltuch zu Dekorationen gegeben wurde. Unter dem Regiment gab es Künstler und Handwerker aller Art, und so war das Werk bald vollendet.

Ein

Ein Korporal von des Obersten Kompagnie, Cagiati, besorgte das Maschinenwerk, ein anderer mahlte die Dekorationen, und binnen kurzen war das Theater vollendet. Von nun an war der eine Machinist, der andre Theatermaler.

Jezt wurden große Stücke aufgeführt, und man wagte sogar einige von Goldoni. Dies italiänische Theater erwarb sich bald großen Ruf, selbst die Ritter kamen herbey, bezeigten ihre Zufriedenheit und erboten sich etwas zu den Kosten herzugeben. Das Anerbieten wurde um so lieber benuzt, da die Akteurs kein Kostum in den Kleidern beobachten konnten. Die Ritter gaben also Kleidungen aller Art dazu her; die Fouriere borgten die fehlenden von Privatpersonen, und bis auf den Punkt des Frauenzimmers gieng alles nach Wunsch. Die Bürger gaben ihre Kleider um so lieber her, da sie freyen Zutritt ins Theater hatten, und nur durch eine Loge von den Rittern getrennt waren.

Nun fiel es den Franzosen auch ein, Komödien zu geben, und Nergier und ich wurden gebeten eine Rolle zu übernehmen. Wir thaten es und hielten bereits verschiedene Proben, bey welcher Gelegenheit ich unserm Fourier Pannagi, der mit den Italiänern spielte, eine Lektion gab, die mir seine ganze Achtung erwarb.

Das Stück, das sie gaben, spielte zu Paris, und ein Italiäner trat darin auf, der in ein Kaffeehaus kömmt und von der Wirthin eine Tasse Kaffee verlangt. Pannagi, der diese Rolle spielte,

trat auf die Bühne und sagte der Wirthin auf französisch: Madame, donnez moi un Caffé, foutre . . . Alles, was französisch verstand, lachte laut auf, so daß der arme Kerl stecken blieb.

Die Italiäner, welche die Franzosen jeden Augenblick dies grobe, unsittliche Wort aussprechen hörten, hielten es für eine Zierde der Rede, so daß Pannagi im Ernst glaubte, etwas Schönes gesagt zu haben. Da er aber das Lachen bemerkte, so frug er mich um die Ursache. Ich erwiederte, was er wohl denken würde, wenn ich in ein Kaffeehaus zu Rom träte und die Wirthin folgendermaßen anredete: Date mi una Tazza di Caffé, Cazzo? Er lachte eben so laut als ich vorher, und war nun überzeugt, daß das Wort foutre in der Rede eben so unschicklich ist, als das Wort Cazzo.

Unser französisches Theater war eben fertig geworden, und wir wollten eben spielen, als die ganze Sache folgendermaaßen vereitelt wurde.

Cagiati und sein College, der Theatermaler, hatten es übernommen, Kleider zu borgen und sie den Besitzern wieder zuzustellen. Eines Tags giengen sie bey Rittern und Bürgern herum, borgten unter dem Vorwand eines schönen Stücks, eine Menge prächtiger Kleider, Uhren, goldene Ketten, Ohrringe, Ringe und dergleichen, packten dies alles zusammen in einen Mantelsack und schaften diesen auf die Barke eines Sicilianers, mit welchem sie Abrede genommen, daß er sie nach Sicilien bringen sollte.

Da der Sicilianer sie wegen der Visitation im Hafen nicht eher am Bord nehmen konnte, bis er in See war, so verabredeten sie mit ihm, daß er sie des Nachts an der Landspitze Dragut erwarten und dann an Bord nehmen sollte.

Dem zufolge verkleidete sich Cagiati als Bedienter und sein Gefährte als Ritter, und begaben sich mit einbrechender Nacht an den bestimmten Ort. Der Sicilianer aber seegelte den andern Morgen sehr früh aus dem Hafen, und statt sie einzunehmen, fuhr er mit dem Mantelsack vor ihnen vorbey und ließ ihnen das Nachsehen.

Man wird vielleicht erwarten, daß sie nun in die Hände des Marquis Freslon fielen und geradeweges nach den Galeeren geschickt wurden? Keinesweges, beyde faßten ihren Entschluß, giengen geradesweges nach dem Hafen San Giuliemo und befahlen der ersten Maltesischen Barke, die sie antrafen, sie nach den Galeeren zu fahren, welche seit einigen Tagen herumkreuzten und jezt in einer kleinen Entfernung erschienen. Der Malteser weigerte sich anfangs, als aber der verkleidete Ritter ihm mit dem bloßen Degen drohte, gehorchte er und nahm den angeblichen Ritter und seinen Bedienten am Bord. Als sie in einer gewissen Entfernung waren, zwangen sie den Malteser, nach der Barke des Sicilianers zuzusteuern, sezten sich selbst mit ans Ruder und holten ihn bald ein. Sobald sie am Bord desselben waren, hieben sie ihn nieder und warfen den Körper in die See, kamen glücklich nach

Sicilien, von da giengen sie zum Jahrmarkt nach Sinigaglia, von wo sie nach Malta schrieben, ihre Flucht erzählten und ihren Raub ohngefähr auf sechstausend Livres angaben. Von diesem Augenblick an hatte das Theaterleben ein Ende, die Schaubühne wurde abgetragen und niemand sprach weiter davon.

Kurz nachher entzweyte ich mich mit Nergier, wegen des jungen Menschen, den wir ehemals an der Thüre der Kongregation angetroffen hatten und der, eifersüchtig auf unsre Freundschaft, alle Gelegenheit aufsuchte, sie zu zerstören. Sobald ich bemerkte, daß Nergier meine Gesellschaft floh, um sich an den andern zu hängen, blieb ich für mich, nachdem ich verschiedentlich eine Aussöhnung angeboten, die er aber immer ablehnte.

Ich muß hier einer meiner größten Fehler gestehen, den ich mir noch jezt kaum verzeihen kann. Alle Offiziere hatten so viel Theilnahme an unsrer Lage bezeigt, daß wir ganz unbesorgt unser ferneres Schicksal erwarten konnten, demohngeachtet war ich mistrauisch gegen sie, und gab einem Vorschlag Gehör, vor dessen Folgen ich noch jezt zurückschaudere, wenn sie mich getroffen hätten.

Seit einigen Tagen lagen vier Neapolitanische Fregatten im Hafen. Ich begegnete von ohngefähr einem gewissen Chapuis, der als Soldat mit mir nach Malta gekommen, nachher den Abschied erhalten und nach Neapel gegangen war, wo er Matrose wurde. Er war auf einer der Fregatten, gieng mit mir in ein Wirthshaus und schlug mir vor

zu desertiren. Er erbot sich mir, ein Matrosenkleid zu schaffen und mich so lang in dem Schiff zu verbergen, bis es ausser dem Hafen wäre, zu Neapel könnte es mir nachher nicht fehlen, unterzukommen. Ich ließ mich hinreissen und versprach den zweiten Tag darauf mich um vier Uhr Nachmittags in demselben Wirthshaus einzufinden und mich dann zu verkleiden.

Nergier war zu sehr mit mir uneins, als daß ich ihm mein Vorhaben vertrauen wollte. An dem bestimmten Tag packte ich alles auf den Leib, was nur gehen wollte, zog zwey Hemden über einander an, zwey Paar Hosen, zwey Paar Strümpfe, das übrige steckte ich in die Taschen, und so bepackt verließ ich die Kaserne, in Hofnung, nie wieder zurückzukehren.

Indem ich dem Hafen zugieng, begegnete mir Nergier. Ich trat zu ihm und versuchte zum leztenmal eine Aussöhnung; er antwortete mir nichts. Ich faßte seine Hand, drückte sie mit Thränen in den Augen und sagte ihm zweymal Leb wohl, mit einem Ton, der etwas mehr sagte; er schwieg abermals. Hätte er gesprochen, so gieng ich keinen Schritt weiter, aber sein Schweigen bestimmte mich, ich verließ ihn, sah mich noch einigemal nach ihm um, bis ich ihn endlich an der Ecke einer Straße aus dem Gesichte verlohr.

Sobald ich nach dem Hafen kam, gieng ich in das bestimmte Wirthshaus. Chapuis war noch nicht da; ich spazierte der Länge und Breite umher, die Hitze war unerträglich, und meine dop-

pelte Bekleidung machte sie mir vollends unausstehlich. So litt ich vier volle Stunden, Chapuis kam nicht, ich verfehlte den Zapfenstreich, und mußte unverrichteter Sache wieder nach der Kaserne zurückkehren. Den folgenden Morgen giengen die Fregatten unter Seegel, und dafür, daß ich den Zapfenstreich verfehlt, bekam ich den andern Tag nichts zu essen.

Ich habe diese Sache dem Nergier selbst nach unsrer Aussöhnung verschwiegen. Dennoch habe ich um so mehr Unrecht gegen ihn, da er zu einer andern Zeit sich geweigert hatte, mit einer venetianischen Fregatte zu desertiren, blos weil man ihm nicht Zeit geben wollte, mich abzuholen.

Diese venetianische Fregatte gieng mit Mehl beladen, nach den antillischen Inseln. Unterweges wurde sie von einer französischen Fregatte angerufen und unterstund sich mit einem Kanonenschuß zu antworten, worauf der französische Kapitain ihr einige Lagen gab und sie in die Flucht jagte. Sie floh in den Hafen von Malta, wo sie blos noch mit einem Mast ankam und vorgab, sie wäre vom Bliz getroffen worden. Man erlaubte ihr, sich auszubessern, und während dieser Zeit beredeten die Matrosen Nergier zu desertiren. Er sagte, er müsse erst seinen Kameraden mitnehmen, aber die Zeit war zu kurz und er schlug es aus. Es war sein Glück, denn bald nachher erfuhr man, daß die Mannschaft sich gegen den Kapitain empört, und daß dieser aus Rache Feuer in die

Pulverkammer gelegt und sich mit dem ganzen Schiff in die Luft gesprengt hatte.

Bald nachher wurde ich bey folgender Gelegenheit mit Nergier wieder einig. Ein venetianisches Schiff kam mit Wolle, Reiß, Eisen u. s. w. beladen von Alexandrien. Unterweges äusserte sich die Pest am Bord, so daß von sechszig Mann nur noch sechs übrig waren, als es in den Hafen von Malta einlief. Die Gesundheitskommissarien befahlen dies Schiff sogleich zu verbrennen; man bogsierte es bis aus dem Hafen San Giuliemo und zweyhundert Mann unsers Regiments wurden detaschirt, um einen Kordon um diesen Hafen zu bilden, während das Schiff brannte.

Die sechs übrigen Matrosen der Mannschaft legten das Feuer an, bestrichen alles mit Schwefel, stürzten sich dann nackend in die See und schwammen nach einem Boot, welches sie aufnahm und nach dem Lazareth brachte. Da aber das Schiff den ersten Tag nicht ganz zu verbrennen schien, so wurde ein zweytes Detaschement beordert, in welchem ich mich befand.

Wir verließen den Hafen von Malta um vier Uhr des Morgens, ohne Lebensmittel, weil man glaubte, daß das Schiff höchstens gegen eilf Uhr von den Flammen verzehrt seyn würde. Als wir nach dem Hafen San Giuliemo kamen, fanden wir weder Haus noch Hütte, noch Schatten, sogar nicht einmal süßes Wasser; unsere Ka-

meraden, die wir ablösseten, waren von Mattigkeit und Hitze erschöpft. Um Mittag fehlte noch viel, daß das Schiff verzehrt war, und wir hatten nichts zu essen, jeden Augenblick erwartete man uns auf Malta zurück, und wir erwarteten jeden Augenblick, daß man uns Lebensmittel bringen würde; aber um drey Uhr erschien noch nichts. Wir hatten von Hitze und Durst fürchterlich auszustehen. Endlich gegen Abend erbot sich ein Malteser von unserm Detaschement, aus einem nächst gelegenen Dorf Wein zu holen, wenn wir ihn bezahlen wollten. Unsrer fünf bis sechs brachten dreyßig Sols zusammen, und der Malteser gab sein Gewehr weg, zog die Uniform aus, und nahm seinen Weg zwischen den Felsen hin, damit ihn der kommandirende Offizier nicht gewahr würde. Nach Verlauf einer Stunde kehrte er mit einem Fäßchen auf der Schulter zurück.

Welche Freude bey diesem Anblick! wir drängten uns hinzu, und jeder fürchtete, daß er nichts mehr bekommen würde; indessen hatten wir genug, indem das Gefäß wenigstens zwölf Flaschen hielt.

Bis jezt hatten wir unsern Offizier nicht bemerkt, der hinter einem Felsen saß, um sich vor der Hitze zu schützen. Er hatte das Fäßchen ankommen sehen und nichts gesagt, als er uns aber trinken sah, so trieb ihn sein eigener Durst aufzustehen und zu uns zu kommen. Er frug uns, ob der Wein gut wäre? Die Noth hob jezt al-

len Unterschied auf, wir erwiederten, vortreflich! und boten ihm davon an. Er ließ sich nicht lange bitten, wurde nachher vertraut, sprach mit uns von verschiedenen Dingen, kam nachher auf den Obersten Freslon, den er nicht geneigt schien, und war äusserst mit uns zufrieden.

Endlich gegen sechs Uhr des Abends kamen Lebensmittel an; unser Offizier, den der Wein erheitert hatte, gab seine Razion zu der unsrigen, und ließ sich vielleicht zum erstenmal in seinem Leben herab, mit seinen Soldaten auf gleichen Füß zu leben. Die Nacht brachten wir unter freyem Himmel, auf einem rauhen felsigten Boden zu, und wurden von der Seeluft so durchweht, daß wir uns kaum rühren konnten.

Das Schiff war endlich verzehrt, und der gröste Theil unsers Detaschements schon wieder eingeschifft, als ich beym Einsteigen in die Schaluppe einen Stoß von einem Soldaten erhielt, daß ich rücklings mit dem Kopf auf den Felsen stürzte. Eine Viertelstunde lag ich ohnmächtig da, und als ich mich wieder erholte, fand ich mich auf den Kleidern meiner Kameraden liegen, die mir ein Lager daraus gemacht hatten; so kam ich mit einem heftigen Fieber nach Malta und wurde nach dem Hospital gebracht.

Einen Augenblick nachher kam mein Freund Nergier mit Thränen in den Augen herzugelaufen, und ohne von dem Vergangenen das Gering-

sie zu erwähnen, bezeigte er mir die wärmste Theilnahme und pflegte mich mit der äussersten Sorgfalt. Ich wurde bald wieder hergestellt und Nergier war wieder mein Freund, wie vorher.

Ausser dem Dienst des Regiments gieng unsre erste Sorge dahin, uns etwas Geld zu verdienen, um einige Erholung und Zerstreuung zu haben. Nergier fand eine Gelegenheit dazu, die er aber nicht zu erhalten wußte.

Der Bediente eines italiänischen Ritters bezeugte gegen jemand große Lust, französisch zu lernen. Ich weiß nicht, wie er zu Nergier kam, kurz dieser entschloß sich, seinen Sprachmeister zu machen. Aber das Glück dauerte nur einen Monath, vielleicht weil der Italiäner die Sprache zu schwer fand, vielleicht, weil ihn das Geld dauerte.

Auch ich fand meinerseits eine Erleichterung in einem kleinen Liebeshandel, den ich sorgfältig vor Nergier geheim hielt. Ich zog auf die Wache und die Hitze war so drückend, daß ich erschöpft und nach Athem keuchend auf den Posten della Zecca ankam. Ich wurde Schildwache gestellt, hatte einen brennenden Durst, und die Batterie, wo ich stand, war zu weit von den Häusern und der Hauptwache entfernt, als daß ich ein Glas Wasser erhalten konnte. Die Gegend war sehr öde, und da wegen der Hitze niemand auszugehen wagte, so unterfieng ich mich

auf die Terrasse zu steigen, lief darüber hin, und pochte an dem ersten besten Hause an. Eine Sklavin, welche die Thüre öfnete, fuhr beym Anblick eines Soldaten mit dem Gewehr auf der Schulter, vor Erstaunen oder Schrecken zurück, ich suchte sie zu beruhigen und bat in den höflichsten Ausdrücken um ein Glas Wasser, sie bat mich einen Augenblick zu warten.

Ich stand noch und wartete, als ich in deren Erwartung statt ihrer ein reizendes Weib auf mich zukommen sah, welches ein Glas Wein in der Hand hielt, und es mir mit einigen verbindlichen italiänischen Worten darreichte. Ich dankte ihr französisch in den verbindlichsten Ausdrücken, und zum Glück verstand sie etwas von dieser Sprache, fieng an mich auszufragen, und ich nahm mich in Acht, nicht die Sprache eines Soldaten zu führen.

Da ich merkte, daß uns das Gespräch zu weit führen mögte, so bezeigte ich ihr mein Bedauren, daß ich nicht länger eine so angenehme Unterhaltung fortsetzen könnte, vergaß darüber meinen Stand als Soldat, meinen Beruf als Schildwache, zog den Huth ab, machte ihr einen tiefen Bückling und eilte schnell wieder auf meinen Posten zurück.

Man kann denken, welche Schwärmereyen mir jezt durch den Kopf liefen; nach dem mir bekannten Stolz der Malteserinnen mußte ich höchlich

erstaunen, daß sie sich herunterließ, so gefällig mit einem Soldaten zu sprechen, nachher aber fiel mir ein, daß vielleicht Stunde, Ort und Einsamkeit sie etwas heruntergestimmt habe, und daß manches Frauenzimmer den Soldaten nur öffentlich geringzuschätzen scheint.

Während daß ich mit diesen Gedanken beschäftigt war, erschien meine Schöne auf der Terrasse. Schnell blickt ich rings umher, ob mich niemand bemerkt, und machte ihr ein neues Kompliment, worauf sie sich gleichfalls von allen Seiten umsahe, längst der Terrasse heruntergeht und endlich zu meinem Posten kömmt. Jezt gieng die Unterhaltung von neuem an. Sie bedauerte meine Lage und erkundigte sich, durch welchen Zufall ich nach Malta gekommen. Da wir aber befürchten mußten, daß uns jemand überraschen könnte, so wagte ich um die Erlaubniß zu bitten, daß ich sie den folgenden Tag besuchen dürfte, wo ich ihr alles weitläuftig beantworten wollte. Sie erlaubte es mir, nachdem sie sich eine Weile geweigert, und verließ mich.

Den folgenden Tag eilte ich nach der Terrasse, die Sklavin war schon an der Thüre, machte mir ein Zeichen, und in einem Augenblick war ich in dem Zimmer der Schönen. Ich will mich mit dem übrigen nicht weiter aufhalten; nur soviel setze ich noch hinzu, daß sie die Maitresse eines französischen Ritters war, nun auch die meinige wurde, und daß ich ihr Unterricht in der französischen Spra-

che Sprache gab. Beyde waren wir so sorgfältig unsre Verbindung zu verbergen, daß nie jemand etwas davon erfahren.

Nergier konnte nicht begreifen, wo ich das Geld herbekam, und ich begnügte mich ihm zu antworten, daß ich Unterricht in der französischen Sprache gäbe.

Unterdessen lief unsre Dienstzeit allmählig zu Ende, und wir sannen schon darauf, was wir nach unsrer Abreise von Malta anfangen wollten. Wir hatten unsern Sold bereits verschiedene Monathe stehen lassen, und wenn wir dasjenige dazu nahmen, was uns am Ende gut kam, so konnten wir bequem nach Haus zurückkehren, im Fall uns dieses gefiel. Die Gewißheit, daß wir bald das Regiment verlassen würden, machte uns den Dienst versäumen, sogar achteten wir der Befehle wenig oder gar nicht; dennoch erhielten wir keine Strafe, weil man bereits nicht mehr auf uns rechnete. Ueberhaupt hatte die Strenge der Behandlung etwas nachgelassen; der Marquis Freslon hatte mehrern Franzosen und Italiänern den Abschied ertheilt, und diese hielten nachher dem Regiment von Malta eine solche Lobrede in ihrem Vaterland, daß mancher abgehalten wurde, sich darunter anwerben zu lassen.

Diesem Uebel vorzubeugen, gab der Marquis keinen Abschied mehr, und schlug einen andern Weg ein, das Regiment zu säubern. Er ließ sich eine

Liste von allen sogenannten Taugenichtsen im Regiment geben. Der Name manches braven Soldaten kam mit auf diese Liste, und dann kam er mit dem Grosmeister überein, daß man dem König von Neapel vorschlagen wollte, ihm diese Soldaten gegen Galeerensklaven zu vertauschen. Dieser Handel wurde geschlossen, und über zweyhundert Mann mußten nach Sicilien marschiren, von denen der größte Theil, weil sie zu desertiren versuchten, gehangen wurde.

Da nun das Regiment merklich vermindert war und nur sparsame Rekrutentransporte erhielt, so ließ der Marquis Freslon junge Knaben anwerben, und pflanzte auf diese Art die Ausschweifung in demselben fort, statt ihr zu steuren; denn die Kinder wurden binnen kurzen von den Italiänern zu allen Schändlichkeiten verführt.

Man blieb bey diesem Mittel nicht stehen. Jeder Ritter, der auf Malta ankam, brachte gewöhnlich drey auch vier Bediente mit, wenigstens erschienen sie anfangs unter diesem Namen, sobald sie aber auf Malta waren, schickte man sie nach der Kaserne und zwang sie, die Uniform anzuziehen. Ich selbst rettete einen solchen jungen Menschen, der mit einem Ritter nach Malta kam, und mußte ihm erst alles weitläuftig erklären, bevor er mir glaubte, endlich wurde er überzeugt und verließ seinen Herrn.

Je

Je näher wir unserm Ziel kamen, desto mehr bemerkten wir, daß die alte Strenge wieder eingeführt wurde, weswegen wir uns ängstlich nach dem Zeitpunkt unsrer Erlösung sehnten.

Alle Schiffe, die nach der Levante giengen oder von daher kamen, legten auf Malta an, und wir rechneten schon, welches von ihnen uns wieder nach Frankreich bringen würde. Nergier, der einige Zeit zu Marseille gewohnt hatte, hielt sich beständig im Hafen auf, wenn ein Schiff ankam, um zu sehen, ob er nicht Bekannte anträfe. Wirklich fand er einen gewissen Soulioud, Proviantkommissar der Fregatte la Mignone, den er ehemals gekannt hatte.

Jezt war alles ganz anders als ehemals, und Soulioud, der nicht begreifen konnte wie sein Freund Nergier Soldat unter einem so berufenen Regiment geworden, schlug uns beyden vor, zu desertiren. Ich widersetzte mich, weil wir auf dem Punkt unsers Abschieds waren, und weil ich wußte, daß mehrere Soldaten, die sich auf französische Schiffe geflüchtet hatten, von den Offizieren wieder herausgegeben worden. Soulioud verließ uns mit dem Wunsch, daß wir ihm bald folgen mögten.

Bald nach seiner Abreise bekamen wir einen andern Besuch von einem ehemaligen Bekannten. Dies war der Kellner des Gasthofs zu Marseille,

den wir gewöhnlich besucht hatten; er war uns so sehr ergeben gewesen, daß er uns bey unsrer Abreise aus Frankreich all sein erspartes Geld anbot, und auf unsere Weigerung wollte er seinen Dienst verlassen und sich mit anwerben lassen. Wir hatten damals viel Mühe gehabt, ihn von einem so thörichten Schritt abzuhalten.

Er kam mit einem französischen Schiff, eilte sogleich nach der Kaserne, erkundigte sich überall nach uns unter unsern gewöhnlichen Namen, da man uns aber blos unter unsern Regimentsnamen Montauciel und Beausoleil kannte, mußte er lang fragen, bis man errieth, wen er meinte. Wir waren diesen Tag gerade auf der Wache, und da es schon spät war, mußte er zurückkehren, ohne uns gesprochen zu haben.

Den folgenden Morgen erwartete er uns vor dem Thore der Kaserne, fiel uns um den Hals und weinte beynah vor Freuden, uns wieder zu sehen. Sobald wir unsre Armatur weggelegt hatten, nahmen wir ihn mit fort, und erkundigten uns unterwegs nach seinem Schicksal, und wie er nach Malta gekommen.

Er erzählte uns, daß nach unsrer Abreise der Gasthof, in dem er gedient, eingegangen wäre, worauf er sich nach Toulon begeben, und lange in einem dortigen Kaffeehaus gedient habe. Endlich hätte er Lust bekommen, nach Amerika zu gehen, als ihm ein Offizier vorschlug, ihn auf einer Reise

nach der Levante zu begleiten. Mit diesem wäre er hier auf Malta gelandet, und hätte an ihm den besten gutdenkendsten Herrn.

Unter diesem Gespräch kamen wir an ein schlechtes Wirthshaus, wir giengen hinein, und er wollte uns durchaus nicht bezahlen lassen, indem er sagte, er hätte mehr Geld als wir, und wir brauchten es nöthiger, um nach Haus zu reisen. Er verließ bald nachher Malta, und wir hoften bey seiner Rückkehr mit ihm nach Frankreich reisen zu können, aber die Umstände liessen es nicht zu, und wir haben ihn nie wieder gesehen.

Wir sahen mit jedem Augenblick unsrer Erlösung entgegen. Eines Tags, als wir im Hafen stunden, entdeckten wir die Konvoy, welche aus der Levante zurückkam, aber wir hatten noch zwey Monathe zu dienen, war es wahrscheinlich, daß sie so lang im Hafen zu Malta verweilen würde!

Acht Tage lag die Konvoy schon im Hafen, als wir uns entschlossen, bey dem Obersten zu gehen, und ihn zu bitten, uns die übrigen sieben Wochen Dienst zu schenken, damit wir mit diesen Schiffen abreisen könnten, weil vielleicht sonst lange keine Gelegenheit mehr sich ereignen könnte. Nachdem wir unsre Bitte vorgebracht hatten, gab uns der Marquis Freslon folgenden kurzen aber deutlichen Bescheid: Ich habe euch vier Jahre Dienst geschenkt, und ihr untersteht euch

noch mehr zu verlangen! fort! fort! Wir waren schon unten an der Treppe, als er noch immer schrie: fort! fort!

Wir giengen eine große Strecke, bevor einer von uns ein Wort sprechen konnte. Als wir uns etwas erholten, fiengen wir an auf den Marquis zu schimpfen, aber dies half nichts; die Konvoy verließ einige Tage nachher den Hafen ohne uns.

Wir beteten wahrlich nicht, daß sich ein widriger Wind erheben und sie zwingen mögte, wieder nach dem Hafen zurück zu kehren, und dies geschah doch vier Tage nachher. Nun faßten wir wieder Hofnung und wurden abermals betrogen, denn acht Tage nachher gieng sie zum zweytenmal unter Seegel, um den andern Tag abermals in den Hafen zurück zu kehren. Jezt hoften wir sicher mitzureisen, denn wir hatten noch vier Wochen zu dienen.

Wir ließen noch einige Tage vorübergehen, bevor wir wieder vor dem Obersten erschienen. Endlich als wir vor seiner Thüre waren, fiel Nergier die leztere Behandlung wieder ein, und er weigerte sich, schlechterdings weiter zu gehen. Wir kehrten vor diesmal unverrichteter Sache zurück, aber den folgenden Tag beschloß ich, allein hinzugehen und alles zu wagen. Nergier bezog seine Wache und ich gieng zu dem Marquis.

Der Empfang war aber nicht günstiger als das erstemal, er fuhr mich hart an, und befahl mir

aus dem Zimmer zu gehen. Ich gehorchte und kehrte halb verzweifelnd nach der Kaserne zurück.

Beynah eine Stunde war ich in dieser traurigen Stimmung, als unser Korporal Pannagi kam, sich mir näherte, und mich um die Ursache meiner Traurigkeit frug. Ich sagte ihm alles: „Ihr habt mehr Ursache euch zu freuen, sagte er, als traurig zu seyn; der Oberste hat mir befohlen, euch zu melden, daß ihr euch nach einem Schiff umsehen könnt.“ —

Welche unverhofte Freude! Ich sprang wie ausgelassen in der Kammer herum, lief hin und her, ohne zu wissen, was ich wollte, bis ich mich endlich auf Nergier besann, der auf dem Posten San Sebastian die Wache hatte.

Ich trat ganz ernsthaft in die Wachtstube, fand ihn auf einem Feldbett liegen, und sagte ihm mit verstelltem Gesicht: „Wir sind verloren, mein guter Freund, eben begegne ich dem Pannagi, der mir in einem sehr harten Ton befahl, mich sogleich nach der Kaserne zu begeben, und dort das Weitere zu erwarten. Was wird noch aus uns werden?

Bey jedem Wort, das ich sprach, veränderte sich seine Gesichtsfarbe, die Verzweiflung war in seinen Augen zu lesen, und er erwiederte mir endlich mit tiefer Bewegung: „Du könntest diese Neuigkeit wohl für dich behalten, ich hätte wenigstens noch eine ruhige Nacht gehabt.“ —

Ich war nun selbst dieser Komödie müde, veränderte Ton und Sprache, und verkündigte ihm, was ich eben gehört hatte. Wer war je froher, als wir beyde!

Den andern Morgen begaben wir uns zu Hrn. von Caumont, und ersuchten ihn, uns an Bord einer der Fregatten zu bringen. Er versprach, daß sogleich nach Ausfertigung unsers Abschieds, er uns am Bord der Fregatte Montre'al nehmen lassen wolle.

Von hier giengen wir zu dem Marquis Freslon. Diesmal empfieng er uns leutseliger, sagte, er habe schon Befehl gegeben, unsern Abschied auszufertigen, und daß wir ihn bey der Kongregation abholen könnten. Zulezt las er uns noch eine kleine Moral, und wünschte uns eine glückliche Reise.

Nun eilten wir nach der Kongregation, und fanden wirklich unsern Abschied bereits ausgefertigt. Mit diesem liefen wir zu Herrn von Caumont, er war nicht zu Haus, und wir mußten ihn, weil es eben Fastnachtsmontag war, unter der Menge Masken auf dem Plaz aufsuchen. Wir fanden ihn zwar, aber er wollte sein Vergnügen nicht unterbrechen, und beschied uns auf den andern Morgen. Wir kehrten also nach der Kaserne zurück, berechneten uns mit Pannagi, der jedem fünf und vierzig Livres auszahlte, ausserdem erhielt jeder noch drey Livres zu einem neuen Rocke, die der Orden den Verabschiedeten bewilligt, weil die Uniform zurückbleiben muß.

Den folgenden Morgen erschienen wir bey Herrn von Caumont, der uns ein Billet an den Kapitain des Montreal, Herrn von Demas, gab, worin er ihn ersuchte, uns beyde als französische Unterthanen an Bord zu nehmen. Wir wurden gut empfangen.

Seit zwey Tagen streiften wir nun frey und unabhängig in der Stadt herum, als wir unvermuthet dem Ritter Dubourg begegneten. Er war mit einem Ragusischen Schiff aus Frankreich gekommen, und wir fürchteten uns nicht, ihm gleich unters Gesicht zu sehen, ob er uns erkannt, weiß ich nicht, aber er sah uns einigemal nach, und gieng dann weiter, ohne ein Wort zu reden.

Noch blieb mir übrig von meiner schönen Malteserin Abschied zu nehmen. Sie war unterdessen in der französischen Sprache ziemlich weit gekommen, und da sie mich jezt in bürgerlicher Kleidung vor sich stehen sah, schien sie mit sich selbst zu kämpfen, und äusserte endlich den Wunsch, mit mir nach Frankreich zu gehen. Ich brachte sie durch vernünftige Vorstellungen auf andere Gedanken, und wir nahmen den herzlichsten Abschied von einander.

Endlich giengen wir unter Seegel, und verloren mit Hülfe eines günstigen Winds die Insel Malta bald aus dem Gesicht. Wenig Tage nachher liefen wir glücklich in dem Hafen von Toulon ein.

BAYER. STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

XX VI 84
X IV 90

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Baron, V.

Lebensart und schlechte Sitten der Ritter auf Maltha In Erzählungen von Thatsachen; mit charakteristischen Schilderungen des jezigen und des vorigen Grosmeisters und seiner vornehmsten Ritter

Leipzig 1793

Herald. 81
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10455202-9
VD18 10708243